

Doreen Köhler
Clarissa
Schöne Lügen

Von Doreen Köhler im Tomfloor Verlag erschienen:

Clarissa – Reihe

Der Auftrag
Schöne Lügen

Doreen Köhler

Clarissa Schöne Lügen



Auflage 2022

Umschlaggestaltung und Umschlagrechte:

© T. C., Tomfloor Verlag
Lizenziertes Adobe Stock-
und Shutterstock-Bildmaterial

Druck in Deutschland

ISBN 9783964640338

Tomfloor Verlag
Thomas Funk
Alex-Gugler-Straße 5
83666 Waakirchen
<https://tomfloor-verlag.com>

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist
ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzu-
lässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung,
Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der
Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de>
abrufbar.

Schöne Lügen

*Erzähl mir schöne Lügen,
denn die Wahrheit tut weh.
Vergiss nicht ein Happy End einzufügen,
damit ich das ganze »Wofür und Warum« versteh.*

*Versprich mir den Frieden,
nach dem ich mich so sehr sehne.
Der Hass muss endlich vertrieben,
bevor er auch erfriert meine letzte Vene.*

*Gesteh mir deine 7 Sünden,
Und ich beichte dir meine 8.
Lass uns gegen den Rest der Welt verbünden,
denn die Intrigen sind bereits entfacht.*

*Spiel mir das Lied vom Glück,
lass es uns vor uns hin summen.
Wir spulen es immer und immer wieder zurück.
Solange, bis es hat für immer ausgeklungen.*

Kapitel 1

»Krass, wie schnell die Sommerferien immer zu Ende gehen«, bedauerte Cody mit einem leichten Stöhnen.

Bevor der Schulstress nächste Woche wieder losgehen würde, verbrachten wir jede einzelne Sekunde zusammen. Wir waren, wie an fast jedem sonnigen Tag an unserem geheimen Ort. Auch wenn es hier nichts weiter als einen kleinen Teich, einen alten, dicken Baum und eine große Blumenwiese gab, war es unser Lieblingsplatz. Es war nicht nur der schöne Anblick, der uns hier immer magisch herzog, sondern auch die Stille. Da dieser Ort inmitten des verbotenen Waldes versteckt und von dichten Büschen umgeben war, wusste niemand davon, außer uns beiden. Und das sollte auch so bleiben.

Auch wenn ich es nicht zugeben wollte, freute ich mich irgendwie ein bisschen auf die Schule. Zwar nicht auf den endlos langweiligen Unterricht, aber auf Josh, Isabelle und ganz besonders auf Laura. Wir vier hatten in der letzten Zeit eher weniger Kontakt gehabt, denn die ganzen Ferien über wohnte ich mit in Codys Stamm.

Ich war unendlich dankbar, dass die Takais mir bei der Suche nach meinem Vater halfen, wenn auch bisher erfolglos. Darko hielt ihn immer noch als Geisel, was mich von Tag zu Tag verzweifelter werden ließ. Ich machte mir wahnsinnige Sorgen um ihn. Und ich fühlte mich mies, wenn ich daran dachte, dass sich die Takais hier im Wald einquartiert hatten, um Schutz vor Darko zu haben und mir dennoch bei der Suche nach ihm halfen.

Sie gaben sich wirklich Mühe und taten alles, damit es mir gut ging. Sie gaben mir das Gefühl zur Familie zu gehören. Zumindest die meisten von ihnen. Jessica und Abbygail konnten mich noch immer nicht leiden und das, obwohl ich ihnen nie etwas getan hatte. Mittlerweile stand ich aber darüber.

Ich versuchte ihnen einfach so gut es ging, aus dem Weg zu gehen, was aber manchmal gar nicht so einfach war, wenn man mit ihnen unter einem Dach, beziehungsweise in einer Erdhöhle wohnte. Na ja, zumindest mit Jessica. Abbygail hatte ja noch immer in Molbergen, meinem alten Heimatdorf ihre eigene Wohnung und ging auf das Luise-Gymnasium, anstatt mit uns hier auf das Lärsson Internat.

Etwas sehnsüchtig dachte ich an mein Zimmer dort und das leckere Essen. Nicht, dass das Essen hier bei den Takais eklig war, aber sie lebten ein wenig wie im Mittelalter. Deshalb gab es fast immer etwas, was man in einem Topf kochen konnte. Meistens Suppen, Eintöpfe oder etwas mit Fleisch, was für Vegetarier wie mich, nicht so einfach war. Nur mit dem Milchreis konnte ich mich richtig gut anfreunden.

Nachdem die Sonne schon fast untergegangen war, und die ersten Sterne am Himmel erschienen, sah Cody auf seine Armbanduhr. »Wollen wir so langsam wieder zurück?« Er stand auf.

»Na gut«, stöhnte ich und erhob mich ebenfalls.

Es wurde immer dunkler und Hunger bekam ich allmählich auch.

Auch wenn es ganz gut war, dass unser Ort von dichten Büschen umgeben war, weil er deswegen nicht so schnell entdeckt werden konnte, war es immer eine Quälerei durch das fast undurchdringliche Gestrüpp hindurch zu gelangen. Ohne sich einen Kratzer einzufangen, kam man hier nur schlecht wieder heraus. Doch als wir es geschafft hatten, gingen Cody und ich Hand in Hand zurück zu der unterirdischen Wohnhöhle der Takais. Auf den Weg dahin wurde es stockduster, aber der Schein des Mondes wies uns den Weg.

Die Sterne hatten sich am wolkenlosen Himmel verdreifacht, als wir nach einigen Minuten am Vorplatz ankamen, an dem sich der verborgene Eingang befand. Verblüfft betrachtete ich die Äste der Bäume, an denen Lampions hingen, die von brennenden Kerzen sanft erleuchtet wurden. Auch un-

zählige farbenfrohe Girlanden waren um die Baumstämme gewickelt. Außerdem hatte jemand um den ganzen Platz herum Fackeln aufgestellt, die nicht nur toll aussahen, sondern auch eine angenehme Wärme verbreiteten. Doch am meisten überraschten mich die Takais, die sich in zwei parallelen Reihen aufgestellt hatten.

Atostros, Codys Vater und gleichzeitig Stammesführer, den ich Atos nennen durfte, stand ganz am Ende in der Mitte der beiden Reihen. Vor ihm ein großer Baumstumpf, der ihm bis zum Bauchnabel ging, und auf dem ein dickes aufgeschlagenes Buch lag.

Alle Augen waren auf Cody und mich gerichtet, als hätten sie auf uns gewartet.

Aus den Augenwinkeln schielte ich zu Cody hinüber, der bis über beide Ohren grinste. Anscheinend wusste er, was gleich passieren würde. Ich hingegen hatte keinen blassen Schimmer, aber eine Vermutung. So festlich wie das hier alles geschmückt war, das würde doch wohl keine ...

»Das wird hier aber keine Hochzeit, oder?«, fragte ich geschockt, aber so leise, damit nur Cody es hören konnte.

Amüsiert und zum Glück nicht beleidigt schüttelte mein Freund den Kopf.

»Keine Panik, das ist bloß ein kleines Überraschungsfest für dich. Es bedeutet, dass der Stamm offiziell dazu bereit ist, dich bei uns aufzunehmen.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Irgendwann wollte ich Cody zwar auf jeden Fall heiraten, aber mit siebzehn fand ich es zu früh. Im nächsten Moment fand ich meine Vermutung sogar ziemlich bescheuert und schämte mich für die Frage. Doch dann wurde ich richtig aufgeregt, als ich begriff, was er da gerade gesagt hatte. Ich sollte wirklich ein Mitglied der Takais werden?

»U-und was heißt das genau?«, flüsterte ich gespannt.

»Wirst du gleich sehen.«

Cody führte mich zum Beginn der beiden Reihen. Dort ließ

er meine Hand los und stupste mich ein wenig von hinten an. Das bedeutete wohl, dass ich ohne ihn durch die Lücke weiter hindurch gehen sollte. Cody hingegen lief zum Ende der rechten Reihe und stellte sich ebenfalls dort auf. Er blinzelte mir aufmunternd zu, was ich mit einem unsicheren Mundwinkeln zucken erwiderte.

Nun waren alle Augen allein auf mich gerichtet. Das verunsicherte mich noch mehr. Atos stand mindestens zehn Meter weit von mir weg. Lächelnd winkte er mich zu sich.

Mit leicht zitternden Beinen ging ich durch die Lücke zwischen den Stammesleuten, zu ihm hindurch. Eigentlich mochte ich es ja überhaupt nicht im Mittelpunkt zu stehen, doch in dem Fall war das irgendwie anders. Mit jedem Blick und jedem Lächeln, die ich von allen nacheinander auffing, fühlte ich mich geborgener und immer sicherer. Ich lächelte dankbar zurück. Auch Abbygails ausdruckslose und Jessicas finstere Miene konnten meinen sonst so sensiblen Gefühlen heute nichts anhaben. Im Gegenteil, als ich nun ganz vorne vor dem Häuptling stand, strahlte ich.

»Guten Abend, Clarissa«, begrüßte er mich freundlich.

»Guten Abend, Atos«, grüßte ich mit etwas schüchterner Stimme zurück.

»Wir haben eine ganz besondere Überraschung für dich. Du bist ja nun bereits einige Zeit bei uns ...«

Ich nickte zufrieden.

»... und in dieser Zeit bist du uns ganz schön ans Herz gewachsen«, fuhr er fort, »deshalb haben wir beschlossen, dich in unser Rudel aufzunehmen und dich als neues Familienmitglied zu betrachten. Auch wenn du nicht unter diesem schrecklichen Fluch stehst und kein Dämonenwolf bist, worüber du sehr glücklich sein kannst, hast du unser Geheimnis bewahrt und zu uns gestanden.« Seine Miene war bei diesen Worten ernst geworden und er machte eine kurze Pause. Doch dann lächelte er erneut, als er sagte: »Endlich war Darko doch mal zu etwas nütze. Ohne seine Besessenheit uns zu jagen,

hätten wir dich nämlich niemals kennengelernt.«

Ich fühlte wie sich eine kleine Träne in meinen Augenwinkel verirrte.

»Außerdem ist mein Sohn nicht mehr so ein Miesepeter seitdem du da bist. Es gab seither keinen Tag mehr, an dem er nicht gelächelt hat. Du hast aus ihm einen fröhlicheren Menschen gemacht.«

Hinter mir hörte ich Gelächter, und als ich mich umdrehte, sah ich wie Cody grinsend seinen Kopf schüttelte.

»Bevor du kamst, hätte ich das nicht für möglich gehalten«, flüsterte mir Atos zu, sodass nur ich es verstand. Danach sprach er wieder so laut, dass es alle hören konnten. »Auf jeden Fall haben wir abgestimmt und die große Mehrheit war dafür, dass wir dir die Ehre erweisen, dich zu einer Takai zu machen. Die Einzige, die noch einwilligen musst, bist du. Und deshalb frage ich dich nun, Clarissa Sommer, willst du unserem Stamm, den Takais, beitreten?«

»Ja, ich will«, antwortete ich ohne zu zögern.

Er nickte lächelnd. »Alles was du jetzt noch machen musst ist, dich hier in dieses Buch einzutragen.«

Ich beugte mich über das aufgeschlagene Buch und schrieb meinen vollständigen Namen unter das aktuelle Jahr und unter den letzten dort aufgeführten Namen Lukas. Das fühlte sich etwas seltsam an, denn ich erinnerte mich an unsere Klassenfahrt, bei der zwei meiner Klassenkameraden ums Leben gekommen waren. Lukas, der ebenfalls von dem Fluch betroffen war, war damals noch nicht Teil des Stammes gewesen. Er hatte sich in dieser Nacht allein und unkontrolliert in seine Dämonenwolfsgestalt verwandelt. Bedauerlicherweise war er Jens begegnet, der im Wald mit uns auf der Suche nach Cody und Jessica gewesen war, der das nicht überlebt hatte.

Als ich vom Buch aufsaß, stand Cody plötzlich neben Atos und schenkte mir sein schönstes Lächeln.

»Wir haben auch noch ein Geschenk für dich«, meinte Atos.

Ich bemerkte die kleine silberne Kette, die neben dem Buch gelegen hatte erst, als Atos sie nahm und seinem Sohn reichte. Sie hatte einen Anhänger in Form einer kleinen roten Glasflasche, die gerade mal halb so groß wie mein kleiner Finger war. Um den Korkendeckel war ein schwarzes Band geschnürt.

»Halte sie in Ehren, denn sie ist von nun an dein persönlicher Glücksbringer. Sie ist nicht nur hübsch anzusehen, sondern hat auch einen magischen Nutzen. Die Flüssigkeit, die du in der Flasche siehst, kannst du im Notfall auf eine blutende Wunde geben. Sie dämpft den Blutgeruch so sehr, dass es verhindert, dass wir uns in Dämonenwölfe verwandeln. Allerdings musst du schnell handeln, damit es wirkt«, mahnte er.

Cody legte mir die Kette um den Hals und gab mir einen Kuss auf die Wange.

»Jetzt bist du eine wahrhaftige Takai«, rief Atos und breitete seine Arme aus.

Hinter mir fingen alle an zu klatschen und zu jubeln. Plötzlich ertönte zu meiner großen Überraschung aus einem Lautsprecher auch noch Musik. Musik, die so gar nicht zu Leuten passte, die sonst fast wie im Mittelalter lebten. Natürlich war die Partymusik nicht so laut, dass sie Aufmerksamkeit erregen würde, aber es schien trotzdem allen Spaß zu machen. Einige begannen sogar schon zu tanzen.

Cody hielt mir seine Hand hin und hob eine Augenbraue. »Darf ich bitten?«

Ich reichte ihm meine Hand, machte einen leichten Knicks und grinste ihn dabei verliebt an. »Nur auf eigene Gefahr.«

Ich sah noch wie Atos mir zu lächelte, als mich Cody auch schon zu den Tanzenden zog. Schon bei den einfachsten Schritten versagte ich.

»Lass dich einfach führen«, hauchte Cody mir verführerisch ins Ohr und zwinkerte mir charmant zu.

Also vertraute ich ihm. Auch die darauffolgenden Schritte sahen bei mir zwar nicht gerade elegant aus, aber nach einigen Stolperern hatte ich es endlich raus.

»Geht doch«, lobte mich Cody lächelnd. »Jetzt hast du es raus!«

»Deshalb sollte ich mich also hübsch machen, obwohl wir nur zu unserem See wollten.« Ich musste grinsen.

»Bist du doch immer!«, schmeichelte er mir.

Er gab mir einen innigen Kuss auf den Mund. Danach sahen wir uns tief in die Augen und tanzten weiter.

Ich schwebte auf Wolke Sieben. Wenn nicht, noch höher. Gab es einen romantischeren Moment, als mit dem Menschen, den man über alles liebte, im Mondschein zu tanzen?

Schade, dass es mein Vater nicht sehen konnte. Ich freute mich jetzt schon darauf ihm alles zu erzählen, wenn wir ihn endlich von Darko befreien. Hoffentlich sobald wie möglich ... Aber war es überhaupt möglich?

Nach einer Weile hörten wir auf, weil sich alle Takais in einem Kreis versammelt hatten und zu klatschen begannen.

Aus Neugier stellten wir uns dazu, um auch einen Blick auf das Geschehen in der Mitte erhaschen zu können, wo Brandon und Justus ein Breakdance Tanzduell veranstalteten. Auch Cody und ich ließen uns von der spannenden Stimmung mitreißen und klatschten im Takt mit den Anderen mit.

Nachdem Brandon das Tanzduell eindeutig für sich entschieden hatte, fluchte Justus leise vor sich hin und deutete an, mit seiner Hand auf den Boden zu schlagen. Er ergab sich und beinahe gleichzeitig erklang ein lauter Gong.

Atostros rief uns alle an den großen, hübsch dekorierten Tisch, der sich unter den vielen köstlich aussehenden Speisen beinahe bog.

Erst jetzt bemerkte ich, was für einen großen Hunger ich hatte. Kein Wunder, meine letzte Mahlzeit war auch schon mehrere Stunden her.

Hungrig setzte ich mich auf einen der selbst gemachten Holzstühle. Bei den Takais war so gut wie alles selbst hergestellt geworden. Jeder Erwachsene im Stamm hatte eine besondere

Aufgabe. Ginna war zum Beispiel die Ärztin, auch wenn im Stamm eher das Wort Heilerin für sie benutzt wurde. Die Takais bevorzugten nicht nur die altmodische Art und Weise zu leben, sondern auch Begriffe aus längst vergangenen Zeiten.

»Was willst du trinken?«, fragte mich Cody.

Ich überlegte und entschied mich für Erdbeersaft.

Vorsichtig balancierte er den vollen Krug und füllte gerade mein Glas, als Jessica ganz dicht hinter ihm vorbeiging. Dabei stieß sie ihn scheinbar aus Versehen an.

Ein großer Klecks Erdbeersaft landete auf meinem neuen, blauen Kleid, das ich heute zum ersten Mal anhatte.

»Das tut mir aber leid«, behauptete Jessica, aber es war ihr anzusehen, dass sie das keineswegs bedauerte.

»Spinnst du?«, schimpfte Cody.

»Jessica. Was fällt dir ein?«, mischte sich nun auch ihre Mutter Nina ein, die das Ganze ebenfalls beobachtet hatte. »Entschuldige dich sofort bei Clarissa!«

»Das war doch keine Absicht, Mom«, murrte Jessica und versuchte den alten Trick mit der Schmolllippe, der bei ihrer Mutter aber nicht zog.

Nina hob mahnend die Augenbrauen, doch anstatt sich zu entschuldigen, verschwand Jessica ohne ein Wort im Wald.

»Jessica« rief ihre Mutter ihr nach und wollte aufstehen. »Wo willst du hin?«

»Lass sie«, meinte Atostros mit weicher Stimme und legte ihr seine Hand auf die Schulter. »Sie ist alt genug.«

Ich kümmerte mich gar nicht, um das Theater mit Jessica, sondern schnappte mir lieber meine Serviette. Genervt befeuchtete ich sie mit Wasser aus einem der anderen Glaskrüge und rubbelte an dem Fleck an meinem Kleid herum. Vergebens.

»Vielleicht kann man das rauswaschen?«, murmelte Cody bedrückt.

Ich schüttelte den Kopf. »Glaub nicht, aber ist nicht so tragisch. Es war eh nicht mein Lieblingskleid«, log ich. *Es war*

mein Lieblingskleid!

Wahrscheinlich lag es aber auch daran, dass es mein einziges Kleid war. Ich war nämlich eher eine Hosenträgerin. Doch ich wollte Jessica nicht noch schlechter dastehen lassen.

Kapitel 2

In der Abenddämmerung, bei leichtem Wind, spielten meine Mutter und ich Verstecken. Sie lief los und ich zählte. Bei sieben ertönte jedoch ein verstörendes, ohrenbetäubendes Kreischen, das die Vögel aus den Bäumen aufscheuchte.

Entsetzt riss ich die Augen auf und dann erschollen markerschütternde Schreie. Das war unverkennbar die Stimme meiner Mutter.

»Mama?«, schrie ich verängstigt und rannte los.

Erst wurde ihr Geschrei immer lauter, dann leiser, bis es schließlich ganz aufhörte. Mir rutschte mein Herz in die Hose, als ich plötzlich eine lange Blutspur entdeckte, die hinters Haus führte. Mit zitternden Beinen folgte ich ihr und erstarrte. Ein riesiges Monster, ein Dämonenwolf, hatte seine spitzen Zähne in den Hals meiner Mutter gerammt.

Ich wollte weglaufen, konnte mich aber nicht rühren. Irgendetwas hielt mich davon ab.

Als das Ungeheuer mit dem Blutaussaugen fertig war, starrte es mich mit seinen leeren, komplett weißen Augen an, bevor es im Wald verschwand.

Mit meiner ganzen Kraft kreischte ich nach meinem Vater ...

»Papa!«, schrie ich, »Papa!«, bevor ich schweißgebadet unter der feuchtwarmen Bettdecke aufschreckte.

Schon wieder dieser Albtraum!

Mittlerweile verfolgte er mich schon fünf Jahre. Mit zwölf war es passiert, und bis vor kurzem hätte ich mir nicht einmal in meinen kühnsten Träumen vorstellen können, dass ich einmal mit Dämonenwölfen zusammenleben, geschweige denn, sie sogar als meine Familie bezeichnen würde. Aber da hatte ich ja auch Cody noch nicht gekannt und gewusst, dass es ein Fluch war, unter dem die Takais standen.

Obwohl mein Herz noch immer wie wild raste, versuchte

ich, wieder einzuschlafen. Nachdem ich mich jedoch eine gefühlte Ewigkeit herumgewälzt hatte, setzte ich mich wieder auf. Ich war viel zu aufgedreht, außerdem war mein Mund so trocken wie die Sahara. Ich hatte einen unbeschreiblichen Durst.

So leise wie möglich schlüpfte ich in meine Schuhe und hoffte dabei, dass ich Maleila, mit der ich mir ein Zimmer teilte, nicht weckte.

Mit einem ganz leisen Knarren machte ich die Tür auf und schlich auf wackeligen Beinen durch den dunklen Gang Richtung Küche. Auch nach knapp zwei Monaten war es immer noch eigenartig für mich, dass die Takais unter der Erde, in einer riesigen Höhle wohnten. Und damit meinte ich wirklich riesig. Für ganze 21 Stammesbewohner, mich eingeschlossen, brauchte man ja auch viel Platz. Cody hatte mir mal erzählt, dass sie noch aus dem zweiten Weltkrieg übrig geblieben war. Damals hatten sie Juden als Versteck genutzt.

Man kam nur durch eine Leiter, die zu einer Luke nach oben führte, nach draußen. Genau an dieser Leiter tastete ich mich gerade vorbei. Leider war ich nicht so schlau gewesen, mir eine Taschenlampe mitzunehmen.

»Au!«

Ich stieß mit dem Fuß gegen ein Hindernis, von dem ich nicht erkennen konnte was es war. Wenigstens konnte ich mein Gleichgewicht gerade noch so halten. Doch dafür brannte mein großer Zeh nun wie Feuer.

Nach weiteren Stolperern fand ich endlich die Tür zur Küche und knipste erleichtert die Lampe an. Gähnend öffnete ich den Schrank und holte mir ein Glas heraus. Nachdem ich es mit Wasser gefüllt hatte, trank ich es auf Ex aus, schüttete noch mehr nach und setzte mich an den schönen Küchentisch aus Eichenholz.

Ich blieb eine Weile dort sitzen und betrachtete die Bilder, die an der Wand hingen. Ein Foto fiel mir besonders ins Auge, eine Schwarz-weiß-Aufnahme. Ein kleiner dunkelhaariger

Junge stand zwischen seinen Eltern, die sich lächelnd im Arm hielten. Daneben ein kleines Mädchen, das stolz in die Kamera strahlte. Die vier sahen aus wie eine Bilderbuchfamilie.

Ich nahm das Foto von der Wand und drehte es um. Hinten stand etwas, aber um es entziffern zu können, musste ich es ganz nah an meine Augen halten.

Cody, Abbygail, Atostros und Lydia.

Codys Vater war ohne seinen langen weißen Bart nur schwer zu erkennen. Außerdem hatte ich ihn noch nie so breit grinsen gesehen wie auf diesem Foto.

Ich nahm mein Glas und trank einen weiteren großen Schluck. Den spuckte ich jedoch fast vor Schreck aus, als ich eine warme Hand auf meiner linken Schulter spürte. Als ich mich umdrehte, sah ich direkt in Atostros' graue Augen, die mich freundlich musterten.

»Ich wollte dich nicht erschrecken«, entschuldigte er sich.

Sofort beruhigte sich mein Puls wieder. Er sah vielleicht etwas gewöhnungsbedürftig aus mit seinem langen Bart und seinen altmodischen Gewändern, aber wenn man ihn erstmal richtig kannte, schüchterte einen sein Äußeres nicht mehr ein. Dazu hatte er einfach eine viel zu sanfte und beruhigende Ausstrahlung.

»Kein Problem«, meinte ich und lächelte zurück.

»Sie war so wunderschön«, schwärmte Atostros traurig und deutete auf seine Frau.

Es stimmte. Ihre auffälligen schwarzen Locken schmeichelten ihrem schmalen Gesicht auf dem Foto. Außerdem erinnerten mich ihre haselnussbraunen Augen an Cody. Sie wirkte fast ein bisschen wie Schneewittchen.

»Cody hat mir erzählt, dass sie bei einer Geschäftsreise ums Leben gekommen ist«, murmelte ich unsicher und hoffte, dass ich Atostros damit nicht zu nahe trat.

Er seufzte. »Ja, es war ein schwerer Verlust, ist es noch immer und wird es immer sein. Lydia war einfach eine wunder-

volle Frau. Der Traum eines jeden Mannes.« Er löste den Blick von der Fotografie und sah wieder mich an. »Du hättest dich bestimmt gut mit ihr verstanden.«

Wenn sie so nett gewesen war, wie sie auf dem Foto aussah, dann auf jeden Fall.

»Aber na ja, was geschehen ist, ist geschehen«, meinte er auf einmal in einem ganz anderen Ton, als gerade noch.

Er nahm mir das Bild aus der Hand, um es wieder an die Wand zu hängen. Ich wusste, dass er es nicht so meinte. Er benutzte diese kühle Maske nur, um damit den Wirbelsturm von Gefühlen von sich fern zu halten, der garantiert in ihm tobte. Es war so klar, von wem Cody das hatte. Daher überraschte mich auch sein so unbeteiligt klingendes »Gute Nacht« nicht, das er mir zum Abschied wünschte, nachdem er sich eine Flasche Saft aus dem Regal genommen hatte.

»Schlaf gut« rief ich ihm leise nach.

Schnell trank ich den letzten Schluck aus, stellte das Glas in die Spüle und machte mich auf den Rückweg ins Bett. Dieses Mal konnte ich ohne weitere Probleme einschlafen.

Am nächsten Morgen war ich dafür kaum aufzuwecken.

»Aufstehen Lissa!«, ertönte Monicas liebliches, aber ziemlich energisches Stimmchen. Die Fünfjährige stupste mit ihren zärtlichen Fingern auf meine Stirn.

Ein Glück, dass sie noch an den Fingernägeln kaute, denn mit den stumpf geknabberten Nägeln war es nur halb so unangenehm. Nicht auszudenken, wenn sie so spitze Krallen wie Jessica gehabt hätte.

Ich tat so, als würde ich immer noch schlafen. Doch meine kleine Monica war ehrgeizig genug, um mich weiter zu quälen. Da ich mir irgendwann eingestehen musste, dass sie tausendmal hartnäckiger war als ich, gab ich schließlich auf. Ich öffnete mein linkes Auge einen Spalt breit und beobachtete, wie sie mit ihrem niedlichen Zahnlückengrinsen erneut ihren Arm nach mir ausstreckte.

»Wach endlich auf!«

Diesmal bohrte sie ihren kleinen Zeigefinger in meinen Oberarm. Anscheinend hatte sie noch nicht bemerkt, dass ich mich nur schlafend stellte. Das musste ich ausnutzen. Ich öffnete die Augen und griff blitzschnell nach ihr.

»Jetzt hab ich dich!«, brüllte ich scherzend.

Ich zog sie aufs Bett und begann sie gnadenlos durchzukitzeln. Sie lachte und schrie gleichzeitig.

Als wir beide von der Toberei erschöpft waren, zog ich Monica an mich und breitete die Bettdecke über uns aus. Ihre braunen Locken kitzelten mir ein wenig in der Nase, als sie sich an mich kuschelte. Sie lachte, als ich niesen musste.

»Gesundheit!«

»Danke, meine Süße.«

»Weißt duuuu, was heute iist?« Sie hatte sich aufgerichtet und sah mich mit einem gespannten Ausdruck an.

»Hmm, lass mich mal überlegen. Mittwoch?«

»Ja, und was ist an diesem Mittwoch?«

Sie strahlte mich an und normalerweise wäre ich ganz entzückt davon gewesen, wie sie dabei ihre paar kleinen weißen Milchmäusezähnnchen entblößte. Doch ich wusste leider nur zu genau, was heute für ein Tag heute war, und in welche Richtung sich unser Gespräch gleich entwickeln würde.

»Hmmm, ich weiß nicht, vielleicht Washtag?«, versuchte ich auszuweichen, obwohl ich wusste, dass es nichts brachte.

»Iiih!«, rief Monica und schüttelte angewidert den Kopf.

»Nein, heut ist Vollmond!«

Vollmond. »Ach jaaa, stimmt.« Ich versuchte mir ein Lächeln abzurufen. Für mich war es immer der schlimmste Tag im Monat. Oder besser gesagt, die schlimmste Nacht. Es war die Nacht, in der sich alle Takais außer Monica und mir in Dämonenwölfe verwandelten. Die Nacht, in der sie sich in einem unterirdischen Verließ nicht weit entfernt von dem Wohnhöhlensystem einschließen würden, damit durch sie kein Mensch sterben musste.

Die Dämonen in den Takais, die in jeder Vollmondnacht über die Körper und Handlungen der Verfluchten herrschten, gierten nach allem was Menschlich war. Tiere oder andere Verfluchte ließen sie in Ruhe. Nur, wenn die Stammesmitglieder Menschenblut tranken, konnten sie sich wieder in ihre eigene menschliche Gestalt zurückverwandeln.

Das Blut, das die Takais in den Vollmondnächten in ihrem Verließ zu sich nahmen, stammte von Blutkonserven. Auch wenn Atostros es aus irgendwelchen nicht ganz so legalen Quellen bezog, es schützte die Menschen vor den Dämonenwölfen, bis zum nächsten Vollmond. Dann begann wieder alles von vorn. Es war wie in einem schlechten Horrorfilm. Und das schlimmste daran war, dass niemand wusste, wie und ob der Fluch jemals gebrochen werden konnte. Fluch war eigentlich nicht ganz korrekt, denn die Dämonenwolfsgene waren durch ein Kind vererbt worden, das aus der Verbindung eines Vampirs und eines Werwolfs vor vielen Jahrhunderten entstanden war. Die Takais bevorzugten jedoch den Begriff Fluch, weil es für sie bedeutete, dass es Hoffnung gab, den Bann irgendwann zu brechen.

»Ja, ist das nicht toll? Dann sind wir heute wieder alleine zu Hause« rief Monica jubelnd und umarmte mich, woraufhin ich mit ihr lachen musste.

»Gehen die anderen denn wieder in ihre besondere Höhle, um zu träumen?«, fragte ich sie, als wir uns wieder beruhigt hatten.

Die Takais wussten nicht, ob Monica ebenfalls unter dem Bann stand. Erst, wenn die Kleine ihr zehntes Lebensjahr vollendete, würden wir es erfahren. Doch bis dahin verschwieg man ihr, was es mit den Dämonenwölfen auf sich hatte. Die Takais fanden es zu brutal, einem Kind davon zu erzählen. Also hatte man ihr gesagt, dass es sich um ein Ritual handelte, an dem sie erst teilnehmen konnte, wenn sie alt genug war. Monica glaubte, dass der ganze Stamm in Vollmondnächten kurz vor Mitternacht zu einer geheimen Höhle aufbrach, um

dort zu träumen.

»Ja, wie immer.«

Man konnte ihr ansehen, dass die Stimmung bei ihr kippte, denn sie zog einen Schmollmund. »Lissaaaa?« Sie griff nach einer meiner Haarsträhnen und spielte damit.

»Ja?«

»Wann darf ich denn mal mit zum Träumen?«

Diese Frage war wie ein Messerstich ins Herz. Was sollte ich darauf antworten?

Ich zwang mich zu einem kleinen Lächeln. »Das musst du Atostros fragen, Moni«, wick ich aus. Doch insgeheim dachte ich etwas anderes: Hoffentlich nie!

»Bis nachher«, verabschiedete sich Cody von mir und küsste mich.

»Ciao«, sagte ich und drückte ihn heftig. Es fiel mir nicht gerade leicht, ihn jetzt gehen zu lassen, mit dem Wissen, dass er sich schon bald in ein blutrünstiges Ungeheuer verwandeln würde.

Fast alle Takais waren bereits Abmarsch bereit und hatten sich draußen am Ausstieg versammelt. Die kühle Nachtluft flog nach innen in die Höhle, weshalb ich leichte Gänsehaut bekam.

Widerstrebend löste ich mich von Cody, als Monicas Mutter nun als Letzte an die Treppe kam.

»Schläft Moni schon?«, fragte ich Ginna.

Die Heilerin nickte mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Im Gegensatz zu ihrer bezaubernden Tochter war sie ein richtiger Besen.

»Ich schau später mal nach ihr.«

»Wie du meinst«, brummte sie nur unfreundlich.

»Mach ich gerne«, rief ich ihr nach, während ich zu sah, wie sie die Treppe hochstieg.

Nun war Cody an der Reihe.

»Pass auf dich auf!«, murmelte ich.

Er nickte ernst, drückte noch ein letztes Mal meine Hand und kletterte hinter Ginna nach oben.

»Bis später«, rief ich nach oben zu den Takais.

Codys Gesicht erschien noch einmal oben am Ausgang, um die Luke zu schließen.

Ich liebe dich, formte ich mit meinen Lippen.

Er lächelte schwach, bevor die Klappe endgültig zufiel.

Nachdem ich einmal tief durchgeatmet hatte, ging ich in die Küche, nahm mir ein Glas Wasser und einen quetschroten Apfel und ging ins Gemeinschaftswohnzimmer. Ich stellte das Glas auf den Tisch und ließ mich auf die Couch fallen. Um die Uhrzeit lief meine Lieblingsserie *Shadow Blood*. Auch wenn sie ein bisschen gruselig war und ich mich immer halb verängstigt unter der Decke versteckte, konnte ich einfach nicht darauf verzichten. Ich liebte diese Serie so. Vor allem aber machte sie der Gedanke noch gruseliger, dass es nachts war und ich sie mitten in einem eigentlich verbotenen Wald in einer Höhle schaute.

Doch gerade das hatte auch seine Nachteile. Es nervte tierisch, wenn der Empfang mal wieder abbrach, was hier unten leider keine Seltenheit war. Aber im Großen und Ganzen war es eigentlich in Ordnung. Der Empfang in meinem früheren Zuhause bei meinem Vater war sogar noch schlechter gewesen und das, obwohl wir in einem Haus und keiner Höhle gewohnt hatten.

Gähmend schaltete ich auf den richtigen Kanal um und machte es mir gemütlich. Ich beanspruchte das gesamte Sofa dafür und legte meinen Kopf auf meine zusammengefalteten Hände. In Gedanken sang ich die Titelmusik mit. Auch wenn ich sie lächerlich fand, war ich dennoch immer froh sie zu hören.

Schade, dass Cody nicht hier war. Es war auch seine Lieblingsserie. Sonst schauten wir sie zusammen. Wir kuschelten uns dann immer eng aneinander, und oft kam dann auch noch Moni dazu. Sie schlich sich aus dem Bett, obwohl sie es nicht

durfte. Wenigstens schlief sie dieses Mal schon. Da wir aber nicht so sein wollten, ließen wir sie. Ich war auch mit Horrorfilmen aufgewachsen. Mein Vater hatte mich immer mit gucken lassen. Seine Erziehungsmethode war schon immer anders als die, der anderen Väter gewesen. Er war viel lockerer drauf. Aus Fehlern lernt man, war sein Motto. Er hatte mich zwar immer vorgewarnt, mich jedoch nie von etwas abgehalten. Ich sollte meine Grenzen selbst herausfinden und das hatte ich, ohne einen Schaden davon zu bekommen. Die ganz brutalen Filme, in denen alle drei Minuten Blut spritzte, durfte ich mir aber trotzdem nicht ansehen.

»Lauf, Maddy! Renn weg!«, ertönte es plötzlich laut aus dem Fernseher, weshalb ich leicht zusammenzuckte. Ich war mal wieder total in Gedanken versunken, dass ich gar nicht bemerkt hatte, dass die Titelmusik schon zu Ende war und die Serie bereits begonnen hatte.

Ich biss in den Apfel und trank gleich danach einen großen Schluck Wasser hinterher. Mit meinem Fingernagel stocherte ich in meinen Zähnen rum. Ein kleines Stück Apfelschale hatte sich darin verfangen. Als ich es endlich lose gemacht hatte, schluckte ich es runter und biss erneut in den Apfel, der aus eigener Ernte kam. Er schmeckte etwas säuerlich, aber trotzdem lecker.

Doch auf einmal wurden meine Augen schwer und immer schwerer, bis ich sie nicht mehr offen halten konnte.

Irgendwann wurde ich durch ein leises Klirren aus dem Schlaf geweckt.

Der angebissene Apfel lag auf dem Boden und mein halb leeres Glas Wasser stand auf dem Wohnzimmertisch. Shadow Blood lief noch immer in voller Lautstärke. Die Uhr, die über dem Fernseher hing, zeigte, dass es kurz vor Mitternacht war, also hatte ich nicht lange geschlafen.

Mit zitternden Fingern nahm ich die Fernbedienung und drückte auf das Minuszeichen, um erst mal die dröhnende

Lautstärke zu reduzieren. Wieder klorrte es von irgendwoher. Anscheinend war Monica wach geworden.

Ich stand auf und ging in ihr Zimmer, um nachzusehen. Doch zu meiner Überraschung lag sie friedlich in ihre Decke eingekuschelt und schnarchte leise.

Hatte sie mich etwa erschrecken wollen und stellte sich jetzt nur schlafend?

Doch in diesem Moment klorrte es wieder. Hastig, aber auch leise, um die Kleine nicht zu wecken, schloss ich die Tür und folgte mit pulsierendem Herzen dem Geräusch. Es war aus der Küche gekommen und hatte sich angehört, als wäre etwas auf die kalten Steinfliesen gefallen.

Als ich aber vor der Küchentür stand, zögerte ich. Die Tür war leicht angelehnt, sodass ich durch den Spalt nur einen kleinen Teil des Inneren sehen konnte, aber nicht das, was die Geräusche verursachte. Oder den, der sie verursachte? Aber wer konnte das sein? Die Takais waren doch alle in ihrem Verließ, das sich erst bei Anbruch des Morgens automatisch wieder öffnen würde, wenn sie alle genug Blut getrunken hatten.

Ich legte meine zitternde Hand auf die Klinke und vergrößerte den Spalt.

»Komm ruhig rein«, hörte ich eine vertraute Stimme von der anderen Seite sagen.

»Cody?«, fragte ich verwirrt und öffnete die Tür nun ganz.

Tatsächlich. Mein Freund stand am Tresen und schmierte sich ein Butterbrot.

»Was machst du denn hier?«

Er drehte seinen Kopf langsam zu mir und lächelte mich schief an. Eine Antwort kam jedoch nicht.

»Cody?«, versuchte ich es erneut und schluckte einmal heftig. Auf der Küchenuhr war es eine Minute vor Mitternacht.

Doch er wandte seine Aufmerksamkeit wieder seinem Butterbrot zu.

»Cody«, rief ich jetzt fast panisch, »es ist gleich Mitternacht.

Was machst du hier? W-warum bist du nicht bei den anderen?«

Er legte das Messer hin und senkte seinen Kopf über den Teller. Völlig regungslos blieb er in dieser Position stehen.

»Cody?«, fragte ich diesmal mit etwas sanfterer Stimme. »Ist alles okay?« Ich ging ein paar Schritte auf ihn zu und legte meine Hand auf seine Schulter. Ich drehte ihn zu mir und zuckte zurück. Seine Augen waren so weiß wie Schnee, die Pupillen wie ausgelöscht. Und sein Blick traf mich voller Hass.

Die Uhr schlug Mitternacht

Das und Codys leerer Blick versetzten mich in eine Schockstarre. Mein Herz schlug so schnell, dass es unmöglich war, die Schläge zu zählen.

Cody krampfte mit einem Mal. Verbissen versuchte er sich gegen die Verwandlung zu wehren, die nun folgte. Es dauerte nicht lange, bis ihm die großen, schwarzen, zackigen Flügel aus dem Rücken wuchsen, sich sein Schädel verformte und spitze Zähne aus seinem riesigen Maul ragten. Sein warmer Atem traf und betäubte mich. Ich traute mich nicht mehr, auch nur eine Bewegung zu machen. Doch das Zittern konnte ich nicht abstellen, und die Tränen zurückhalten schon gar nicht.

»Bitte nicht«, hauchte ich verzweifelt.

Er setzte eine Pfote nach vorne, direkt auf mich zu. Ruckartig sprang ich nach hinten und verschloss so schnell ich konnte die Küchentür. Hinter der Tür ließ er ein einschüchterndes, kräftiges Brüllen aus seinem Rachen los. Seine scharfen Krallen machten ein unangenehmes Geräusch, während sie über den Boden schlitterten. Man konnte hören, wie er tobte und randalierte. Es klang, als würde Geschirr zerspringen und Töpfe auf den Boden gedonnert. Das Besteck wurde aus den Schubladen gerissen und dann zersplitterte Holz. Wahrscheinlich hatte der Dämonenwolf Stühle gegen die Wand geschmettert.

Ich stand immer noch wie eingefroren vor der Küchentür und konnte mich nicht bewegen. Ich wusste nicht warum,

doch es war wie damals. Ein Wunder, dass ich es überhaupt aus der Küche geschafft hatte.

Mit einem Mal war alles ruhig. Zu ruhig. Man hörte nichts mehr, außer meinen immer noch schnellen Atem und meinem ängstlichen Schluchzen. Wäre mein Brustkorb offen gewesen, hätte sich mein Herz so laut wie eine Trommel angehört. Es stand kurz vor dem Zerplatzen.

Ich legte meine zittrige Hand auf die Klinke und lauschte mit dem rechten Ohr an der Tür. Stille.

Langsam und unsicher schaute ich durch das Schlüsselloch. Nichts. Nur eine völlig verwüstete Küche. Keine Spur von Cody, beziehungsweise dem Biest, in das er sich erst vor einigen Sekunden verwandelt hatte.

Es machte mir mehr Angst nicht zu wissen wo er war, als wenn er jetzt direkt vor mir gestanden hätte. Ich hob den Kopf kurz hoch und atmete tief ein. Danach riskierte ich einen erneuten Blick durch das Schlüsselloch. Er konnte doch nicht einfach weg sein. Und das war er auch nicht. Ich ließ einen lauten Schrei heraus, fuhr zurück und hielt mir dann ganz schnell den Mund zu. Ich hatte direkt in sein seelenloses, hass-erfülltes Auge geblickt.

Mein Herz blieb stehen, aber bevor ich auch nur einen Muskel rühren konnte, flog plötzlich die Tür auf und schlug mit voller Wucht gegen mich. Ich flog nach hinten und prallte mit dem Rücken hart gegen die Wand. Doch ich hatte keine Zeit, dem Schmerz auch nur eine Sekunde Beachtung zu schenken, denn Cody, der immer noch in dieser finsternen Gestalt steckte, war nur noch wenige Schritte von mir entfernt. Seine weißen Augäpfel starrten gierig auf mich herab. Sie waren so strahlend weiß, dass sie mich schon fast blendeten. Mit seiner großen, schleimigen Zunge leckte er sich über sein riesiges Maul, und zeigte seine scheußlichen Zähne. Ganz besonders fielen aber die vorderen zu beiden Seiten auf, die ihm wie Vampirzähne aus dem Maul ragten.

Da ich mich nicht traute aufzustehen, krabbelte ich, ohne

ihn aus den Augen zu lassen, schnell nach hinten. Es war nicht nur die Angst, er könnte etwas tun, was ich nicht kommen sah. Ich konnte meinen Blick nicht von seinen Augen abwenden. Irgendetwas fesselte mich an dieses weiße, leere Etwas. Ich war wie hypnotisiert.

Der Dämonenwolf machte einen Schritt nach vorne, dann noch einen und noch einen ... bis er direkt vor mir stand, sich auf die Hinterbeine stellte und einmal laut brüllte. Als er sich auf mich stürzte, rollte ich mich zur Seite. Trotzdem erwischten mich seine Krallen noch am Oberschenkel. Sie hinterließen drei langgezogene Kratzer, aus denen sofort Blut hervorquoll.

Kapitel 3

»Lissa?«

»Nein«, jammerte ich und kauerte mich verzweifelt zusammen. »Lass mich«, schrie ich.

»Lissa!«, hörte ich wieder diese aufgeregte Stimme, die mir plötzlich sehr bekannt vorkam.

Noch völlig benommen öffnete ich meine Augen und nahm eine verschwommene Gestalt war. Ich blinzelte ein paar Mal und erkannte, dass es Cody war, der an mir herumrüttelte.

»Wach auf! Es ist alles gut!« Nun wurde seine Stimme lauter und das Gerüttel heftiger, wodurch ich endlich ganz wach wurde.

Nach einigen Sekunden kapierte ich dann, dass ich auf der Couch eingeschlafen war und Codys Angriff nur wieder einer meiner schrecklichen Alpträume gewesen war. Allerdings hatte sich dieser viel echter angefühlt.

»Endlich!« Cody stöhnte erleichtert auf. »Du bist wach.« Ein sanftes Lächeln erschien auf seinem Gesicht und lächelnd half er mir, mich aufrecht hinzusetzen.

Mir war total schwindelig und ich schwitzte noch immer am ganzen Körper. Plötzlich spürte ich auch noch einen stechenden Schmerz an meinem Oberschenkel.

War das zu fassen? Meine Hose war zerrissen und es schauten drei dicke Kratzer hervor, an denen getrocknetes Blut klebte.

In Gedanken bedankte ich mich dafür, dass das Blut nicht mehr frisch war und somit keine Gefahr darstellte.

»Ist alles okay? Du bist so blass«, fragte Cody besorgt und legte einen Arm um meine Schulter.

Ich presste meine Lippen zusammen und nickte.

»Sicher?« Er musterte mich skeptisch. »Du zitterst am ganzen Körper.«

»Ja, ich hatte nur einen dieser Alpträume. Halb so wild«, murmelte ich.

»Wieder von deiner Mutter?«

»Nein. Ausnahmsweise mal nicht.« Aber das machte es nicht besser. Der Traum hatte sich so schrecklich real angefühlt. Ich drehte meinen Kopf zur Seite, als ich ein leises Kichern hörte.

Jessica war in das Gemeinschaftswohnzimmer gekommen und machte sich über mich lustig. Ihre Lieblingsbeschäftigung.

Anstatt sie fies anzustarren oder einen blöden Spruch rauszuhauen, ignorierte ich sie einfach. Ich hatte jetzt absolut keine Nerven für sie. Außerdem beobachtete ich Cody, der gerade meinen angebissenen Apfel vom Tisch nahm. Er betrachtete ihn misstrauisch und roch dann sogar an ihm. Angeekelt verzog er das Gesicht und hielt den Apfel mit ausgestrecktem Arm von sich weg.

»Traumpulver!«, zischte er, sprang auf und warf Jessica einen finsternen Blick zu, die daraufhin laut losprustete.

»Spinnst du? Du weißt wie gefährlich das sein kann!« Zornig schleuderte er den Apfel in ihre Richtung, den sie jedoch geschickt auffing.

»Keine Angst, es ist ja nichts passiert. Und außerdem«, zickte Jessica und warf den Apfel zurück zu Cody, »sollte sie eh mal aufhören, ständig meine Äpfel zu essen.«

»Erstens sind es nicht deine Äpfel und zweitens hätte was passieren können. Du hättest sie ernsthaft verletzen können!« Er donnerte den Apfel mit voller Wucht zurück.

Diesmal konnte Jessica ihn nur ganz knapp abfangen, ehe er sie am Kopf traf.

»Mein Gott. Sie kann ja nicht dran sterben«, konterte sie schnippisch und wieder sauste das Stück Obst zu Cody.

»Das wurde noch nicht bewiesen!«, pampfte er zornig zurück und feuerte die Frucht mit voller Wucht auf Jessica ab.

Diesmal hätte er sie treffen müssen, doch leider konnte sie sich vorher noch ducken, sodass der Apfel gegen die Wand

prallte, zermatschte und in Einzelteilen auf dem Boden landete und ein großer Fleck an der Wand zurückblieb.

Da ich keinen Plan davon hatte, worüber sich Cody und Jessica stritten, wusste ich nicht was ich sonst denken sollte, und mir schoss, schade um den Apfel, durch den Kopf.

Nachdem sich Jessica gewissenlos aus dem Staub gemacht hatte, und uns auch noch die Beseitigung der Apfel-Schweinierei überließ, fasste sich Cody mit seinen Händen an den Hinterkopf und machte einen verzweifelten und gleichzeitig wütenden Gesichtsausdruck.

»Traumpulver«, murmelte er. »Sie ist wirklich ...«

»Traum- was?«

»Traumpulver«, wiederholte Cody und setzte sich wieder neben mich auf das Sofa. »Ein uraltes Rezept, das unsere Vorfahren vor mehr als hundert Jahren entdeckt haben. Seitdem ist es in unserem Besitz, darf aber eigentlich nicht verwendet werden.« Er biss sich verärgert auf die Lippe.

»Und was macht dieses Traumpulver?«

»Das Zeug lässt dich in weniger als einer Minute einschlafen und bringt dich dazu, von einer deiner größten Ängste zu träumen. Das Pulver gibt dir dabei das Gefühl, dass dieser Traum total real ist und du manchmal sogar noch am nächsten Tag der festen Überzeugung bist, dass alles wirklich passiert ist.«

»Krass«, nusichelte ich vor mich hin.

»Es kann auch ziemlich gefährlich werden, da man sich in der Zeit, in der man träumt, verletzen kann. Das was du im Traum spürst, wird Realität.«

Mir wurde eiskalt. Das erklärte die Kratzer an meinem Bein. Mein Rücken und mein Kopf schmerzten auch ziemlich. Das musste von dem Aufprall und der Tür kommen.

»Wenn ich das meinem Vater erzähle, kriegt sie richtig Ärger!«, zischte Cody aufgebracht.

»Warte!« Ich hielt ihn am Arm zurück, denn er wollte aufstehen. »Beruhige dich. Es ist ja nichts passiert.«

Auch wenn ich zugegebener Maßen ebenfalls sauer auf

Jessica war, wollte ich nicht, dass er sie verpetzte. Das würde sie nur noch wütender machen. Außerdem hatte ich keine Lust, wieder als Leidtragende dazustehen. Ich wollte nicht wie ein kleines hilfloses, schwaches Kind wirken, das ständig geärgert wurde und nicht auf sich selbst aufpassen konnte. Schließlich war ich alt genug, meine Probleme selbst zu lösen.

»Nichts passiert?«, wiederholte er und sah mich entsetzt an.

Ich zuckte mit den Schultern und setzte meinen unschuldigen Blick ein.

»Du kennst sie. Wer weiß was sie als nächstes vorhat.«

Bevor ich mir eine Antwort darauf überlegen konnte, stand Codys Vater Atostros in der Türschwelle. Wie immer fragte ich mich, was er wohl gerade dachte, wenn er diesen Ausdruck hatte. Es wirkte so nichtssagend. Man konnte nicht erkennen, ob er traurig, wütend oder sonst was war. Und ob es vielleicht etwas von unserer Unterhaltung mitbekommen hatte.

Mit einem leichten Kopfschütteln schaute ich angespannt zu Cody herüber, in der Hoffnung, er würde nichts sagen.

Er kniff die Lippen zusammen und nickte dann aber kaum merklich.

»Clarissa«, wandte sich Atostros mir zu. »Könntest du morgen bitte Helens Arbeit übernehmen? Es geht ihr nicht gut und ich fürchte, sie wird es morgen unmöglich schaffen, die Wäsche zu waschen.«

»Klar. Kein Problem«, meinte ich verständnisvoll.

»Wäre das aber nicht unfair, wenn Lissa alles alleine machen müsste? Ich könnte ihr helfen ...«, mischte sich Cody ein.

Misstrauisch sah ich ihn an. »Du willst dich doch nur vorm Holzhacken drücken.«

»Ich?«, antwortete er gespielt fassungslos. »Niemals.«

Doch als Atostros' ausdruckslose Miene einen leicht vorwurfsvollen Ausdruck annahm, erkannte Cody, dass er mit seiner Schauspielerei wohl eher wenig Erfolg haben würde.

»Ist ja schon gut.« Genervt verdrehte er die Augen.

»Wenn du allerdings schon früh anfängst, kannst du mir danach ja noch helfen«, schlug ich vor und musste dabei ein wenig kichern.

»Ähm«, fing er an, verstummte dann aber, weil ihm so schnell wohl keine Ausrede einfiel.

Doch bevor er sich eine ausgedacht hatte, antwortete sein Vater für ihn.

»Das ist doch mal eine gute Idee.« Atostros zwinkerte mir zu und man sah, wie seine Mundwinkel unter dem langen, grauen Vollbart ein wenig nach oben zuckten.

Ich konnte nicht anders und grinste Cody schadenfroh an. Der wiederum zwinkerte mir zu, worauf mein Herz einen Hüpfen machte.

Am Abend saßen Cody, Monica, Brandon, Zera, Justus und ich gemütlich bei flackernd romantischem Kerzenschein und heißem Kakao im Wohnzimmer an dem riesigen Esstisch.

Bei den Takais gab es viele Traditionen, und eine davon war der Donnerstagabend. Da versammelten sich diejenigen, die Lust auf Gesellschaftsspiele hatten.

Auch heute Abend würfeln wir aus, wer sich dieses Mal ein Spiel aussuchen durfte. Jeder bekam einen Würfel und musste insgesamt drei Mal würfeln. Danach wurde die Punktzahl zusammengerechnet und derjenige, der die höchste hatte, durfte entscheiden, was gespielt wurde. Wenn jedoch zwei Leute die gleiche Punktzahl hatten, gab es ein Stechen. So wie bei Justus und mir gerade.

Er pustete sich eine lange, rote Haarsträhne aus dem Gesicht und strich sie sich anschließend hinter das Ohr. Mit seinen hellbraunen Augen musterte er mich scharf. Er streckte seine, miteinander verhakten Finger nach vorne und ließ sie laut knacken.

»Bereit?«, fragte ich herausfordernd und zog meine rechte Augenbraue nach oben.

»Bereit.«

Vorher hauchte Justus jedoch noch in seine Hände und rieb sie dann aneinander. Er liebte es im Mittelpunkt zu stehen und war bekannt dafür, aus allem eine riesen Show zu machen. Aber dieses Mal spielte ich mit. Wir musterten uns mit scharfem Blick und schüttelten den Würfel in beiden Händen. Das erinnerte mich an so einen typischen Westernfilm, bei dem sich zwei Cowboys gegenüberstanden und bereits vor dem Schusswechsel versuchten, sich mit Blicken zu töten.

Brandon, der eindeutig Entertainerqualitäten besaß, spielte den Moderator. Er hatte sich weit über den Tisch gelehnt und zählte von zehn runter.

»...vier ... drei ... zwei ... eins und readyyyy!«

Bei ready ließen wir beide unsere Würfel auf den Tisch rollen. Während Justus' Würfel schon wieder stoppte und eine Vier anzeigte, machte meiner noch ein paar zusätzliche Drehungen und erhöhte somit die Spannung.

»Und er dreht sich und dreht sich und dreht sich ...«, moderierte Brandon weiter und klatschte anschließend in die Hände, als auch mein Würfel endlich stoppte und eine Fünf anzeigte.

Ich hatte gewonnen. Alle klatschten freudig in die Hände und ließen einen Jubelschrei los. Außer Justus natürlich, der verärgert mit der über seine knappe Niederlage mit der Faust verärgert auf die Tischkante schlug. Lachen musste er dann aber trotzdem. Doch das war nichts zu meinem Siegergrinsen. Auch wenn mir dieser Sieg eigentlich nicht viel bedeutete, strahlte ich dennoch bis über beide Ohren.

Brandon nahm mein Handgelenk und hielt meinen Arm nach oben. »Und gewonnen hat ... Lissa!«, rief er in sein unsichtbares Mikrofon. »Tja, Justus, erst verlierst du das Tanzbattle gegen mich und jetzt auch noch beim Würfeln.« Gespielt enttäuscht schüttelte Brandon den Kopf. »Was wird nur aus dir?«

Kichernd stützte ich mich mit beiden Händen am Tisch ab und stand auf.

»Und jetzt erhebt sich unsere Gewinnerin und ...«, moderierte Brandon weiter, musste dann aber aufhören, weil Justus seinen Kopf zwischen die Achseln genommen hatte und seine Haare durchwuschelte.

»Boah Junge, geh mal duschen«, keuchte Brandon würgend und tat so, als würde er fast ersticken.

Daraufhin ertönte ein stolzes Lachen aus Justus' Mund, das auch alle anderen zum Lachen brachte.

Trotz Justus' Versuchen Brandon zum Schweigen zu bringen, moderierte er munter weiter: »Lissa wurde aufgehalten, macht sich aber nun auf, um ins Lager zu gelangen. Es war nicht gerade ein leichter W- Ah ... Hilfe.«

Er schüttelte Justus ab, der ihm den Mund zu halten wollte, und machte weiter. Jetzt kommentierte er sogar meinen Blick.

»Doch bevor sie zu ihrer mühsamen und gefahrenvollen Reise ins Lager aufbricht, wirft sie mir noch einen genervten Blick zu, muss jetzt aber doch über meine charmante Ausdrucksweise lachen. Jetzt wirft sie Cody einen Hilf-mir-der-ist-verrückt-Blick zu und ... und ... lacht noch mehr. Tatsächlich hat sie es geschafft, Cody in ihren Bann zu ziehen. Denn nun kann sich auch Cody nicht mehr halten und muss kopfschüttelnd grinsen. Doch richten wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf die reizende, beziehungsweise gereizte Clarissa. Sie macht große Augen und verlässt nun zielgerichtet den Raum, um ein hoffentlich grandioses Spiel aus dem Lager zu holen. Wie immer ...«

Seine Stimme wurde leiser und als ich um die Ecke bog, hörte ich sie gar nicht mehr. Er war eindeutig verrückt, aber grinsen musste ich noch immer.

Im Lager angekommen, stand ich vor dem großen Schrank und überlegte, welches Spiel ich nehmen könnte. Eigentlich konnte man den kleinen Raum, in dem ich mich befand, gar nicht wirklich als Lager bezeichnen, denn hier gab es eigentlich

nur Spiele und Bücher. Das richtige Lager befand sich ein paar Räume weiter. Minibibliothek wäre der passendere Name gewesen.

Letztendlich entschied ich mich ganz klassisch für Tabu. Es würde wieder witzig werden, zu sehen, wie Justus sich aufregte, wenn er etwas vormachen musste und es seine Gruppe mal wieder nicht erraten konnte. Das war schon häufiger so gewesen.

Nachdem ich das Spiel zwischen den ganzen anderen Sachen herausgekramt hatte, schloss ich die Schranktür wieder und machte mich auf den Weg zu den anderen, die wahrscheinlich schon sehnsüchtig auf mich und das Spiel warteten.

Ich zuckte schlagartig zusammen, als ich mit dem Spiel plötzlich gegen etwas stieß. Erschrocken blieb ich stehen und blickte auf.

Atostros stand vor mir, der sich anscheinend ebenso erschreckt hatte wie ich. Mit blassem Gesicht und großen Augen blickte er auf mich herab.

»Was machst du denn hier, Lissa?«

Auffällig schnell schloss er die Tür zu seinem Büro, aus dem er gerade gekommen war und drehte den Schlüssel im Schloss um. Danach steckte er sich ihn in seine Manteltasche.

»Ich wollte nur das Spiel hier holen«, erklärte ich ihm und hielt es als Beweis hoch.

»Ach so, na dann viel Spaß bei eurem Spiel. Ähm, wenn du mich jetzt entschuldigst«, er räusperte sich, »ich hab noch eine Menge zu tun.« Mit diesen Worten, drängte er sich an mir vorbei und lief den Gang hinunter in die entgegengesetzte Richtung davon.

Etwas ratlos sah ich ihm hinterher, dann fiel mein Blick auf die verschlossene Bürotür. Dass Atostros' Büro geheim war, war ja kein Geheimnis, aber dass er so abweisend war, ließ mich schon irgendwie stutzig werden.

Schulterzuckend setzte ich auch meinen Weg fort und versuchte nicht großartig darüber zu rätseln. Ich akzeptierte seine Privatsphäre ganz einfach und wollte mich auch nicht einmischen, um mir hinterher nicht noch unnötigen Ärger einzuhandeln.

Als ich mit dem Spiel zurück zum Tisch kam, erwarteten mich alle schon ungeduldig und gespannt. Monica sprang auf und kletterte auf meinen Schoß, nachdem ich mich hingesetzt hatte. Ich schlang meine Arme um sie, drückte sie ganz doll an mich und gab ihr einen kleinen Schmatzer auf die zarte Wange.

Die Reaktionen der anderen auf das Spiel waren hauptsächlich positiv. Eigentlich waren sogar alle damit zufrieden, bis auf Justus, der schon jetzt eine genervte Miene zog.

»Das hast du doch mit Absicht gemacht«, beschwerte er sich.

Ich grinste mitleidlos. »Selbst schuld, wenn du dich immer so schön aufregst.«

Kapitel 4

Mühsam rubbelte ich eine blaue Bluse am Waschbrett entlang und ging mit einer Wurzelbürste noch mal darüber. Ich verzweifelte daran, den Tomatenfleck am rechten Ärmel herauszubekommen.

Trotz des ziemlich heißen Wassers, das ich vorher mit Feuer zum Kochen gebracht hatte und des Waschbrettes, an dem ich mir die Fingerkuppen schon wund gerieben hatte, wollte dieser blöde Fleck einfach nicht verschwinden.

Ohne Waschmaschine war es wirklich ziemlich anstrengend die Wäsche zu waschen. Es müsste einfach mal Spezialgeräte geben, extra für Leute wie die Takais, die im Wald lebten und nur ein Notstromaggregat zur Verfügung hatten.

Ich nahm noch mal die Wurzelbürste und wollte einen Klecks Waschmittel darauf gegeben.

»Ups«, murmelte ich eigentlich eher gleichgültig, weil etwas zu viel aus der Flasche gekommen war.

Nachdem dieser hartnäckige Fleck endlich aufgegeben hatte, noch länger an dem Kleidungsstück zu haften, legte ich die Bluse in den Wäschekorb mit den anderen gewaschenen Sachen und kümmerte mich um das nächste Oberteil.

Beim Gedanken an die ganze Wäsche, die noch vor mir lag, bekam ich Kopfschmerzen. Außerdem war es heiß. Die Sonne brannte unangenehm auf meinen nackten Oberarmen. Wenigstens war das liebliche Gezwitscher der Vögel wie Musik in meinen Ohren.

Doch plötzlich hörte ich zwischen dem Vogelgesang ein leises Schluchzen. Ich hielt die Bürste kurz still in meiner Hand und horchte. Die Vögel waren so laut, dass man es nur schwer heraushören konnte. Vielleicht hatte ich mich auch geirrt. Ich dachte mir nicht viel dabei und machte die Wäsche einfach weiter, oder versuchte es zumindest. Allmählich verließ mich

meine Kraft nämlich. Bei über zwanzig Leuten war es verdammt anstrengend, die Wäsche sauber zu halten. Außerdem war ich dafür echt nicht geeignet. Ich stellte mich dabei an wie ein Elefant beim Springturnier.

Ich seufzte. Beim nächsten Oberteil war schon wieder ein hartnäckiger Fleck, der einfach nicht verschwinden wollte. Ich opferte meine letzte Kraft und rubbelte was das Zeug hielt. Doch ein reiðendes Geräusch ließ mich auf der Stelle aufhören. Mit einem Schlucken nahm ich die Bürste vom T-Shirt und bemerkte, dass ich ein wenig zu kräftig gerieben hatte. Es war ein kleines Loch an der Stelle entstanden.

Immerhin war der Tomatenfleck weg, aber was nützte mir ein sauberes T-Shirt, wenn es kaputt war?

Unauffällig blickte ich nach rechts und links, um zu schauen, ob es jemand gesehen haben könnte. Doch es war keiner der anderen Takais zu sehen. Also stopfte ich das Shirt schnell zu der sauberen Wäsche in den Korb, für die schon meine ganze Zeit und Energie draufgegangen war. Als ich sah, dass ich gerade mal die Hälfte geschafft hatte, hätte ich am liebsten geheult. Nicht nur mein Kopf tat weh, inzwischen schmerzte auch mein Rücken. Doch ich wollte die Wäsche nicht einfach stehen lassen und sie jemand anderem aufladen. Das fand ich unfair. Schließlich hatte jeder Takai seine Aufgaben und meine war es nun mal, heute die Wäsche zu waschen. Und wenn ich so darüber nachdachte, konnte ich mich eigentlich glücklich schätzen. Wäre Helen nicht krank geworden, hätte sie die Wäsche gemacht. Ich hätte dann wahrscheinlich mit Jessica die Höhle putzen müssen und es gab nichts Schlimmeres!

»Hey, Lissa«, hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir.

Es war Cody, der sich zu mir herunterbeugte und mir einen flüchtigen Kuss auf den Mund gab.

»Na, bist du gekommen, um mir zu helfen?«, neckte ich ihn und hoffte, dass er ja sagte.

»Klar doch«, behauptete er grinsend und kniete sich neben

mich.

»Ach, echt?« Ich beäugte ihn misstrauisch.

»Selbstverständlich«, meinte er mit einem unschuldigen Gesichtsausdruck.

»Cody?«

Cody und ich fuhren herum, als wir Amandas rauchige Stimme aus der Ferne hörten. Die Takai klang wie immer nicht gerade freundlich, im Moment sogar richtig wütend.

Cody schaute mich mit großen Augen an und sein Grinsen verschwand. »Ähm, aber leider kann ich dir erst später helfen.« Hastig sprang er auf die Füße. »Sag Amanda nicht, dass ich hier war, ja?«, bat er und joggte eilig weg.

Musste ich das jetzt verstehen? Verwirrt sah ich ihm nach, bis er schließlich vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen war.

»Hast du Cody gesehen?«

Amandas strenge Stimme ließ mich zusammenzucken. Die Bürste rutschte mir aus der Hand und plumpste ins Wasser.

»Ja ... äh ... nein«, stotterte ich.

Eigentlich war es nutzlos, Monicas Großmutter etwas vorzumachen. Sie war eine kleine, pummelige Frau mit schulterlangen, ungepflegten, dunklen Haaren und einer herben, unfreundlichen Art, ähnlich der von Ginna. Außerdem hatten beide die Eigenart, immer den Chef spielen zu müssen. Wohl deswegen verstanden sie sich auch nicht besonders, obwohl sie Mutter und Tochter waren. Und Amanda stellte sich sogar manchmal gegen Atostros und das, obwohl er der Leitwolf der Takais war.

»Was denn nun?«, drängte sie ungehalten.

»Nein, hab ich nicht«, versuchte ich, ihr glaubhaft zu vermitteln.

»Da oder da?«, fragte sie mich mit folterndem Blick und zeigte zuerst nach rechts und dann nach links. »Wohin ist er?«

Ich stöhnte leicht auf. Wusste ich es doch, dass ich ihr nichts vormachen konnte.

Ich wollte erst nach rechts zeigen, da Cody ja nach links gelaufen war und ich ihn natürlich nicht verpetzen wollte, bei dem was auch immer er ausgefressen hatte. Schließlich zeigte ich aber in seine Richtung, nach links. »Da lang.«

»Danke«, verabschiedete sie sich schnippisch, aber mein kleiner Trick funktionierte.

Amanda schlug tatsächlich den entgegengesetzten Weg ein und ich grinste zufrieden.

Es dauerte nicht mal drei Sekunden und Cody tauchte wieder auf.

»Wolltest du mich etwa verpetzen?«, fragte er entsetzt, während er sich neben mich setzte.

»Nein!« Ich lachte. »Das war doch klar, dass sie mir nicht traut und den anderen Weg nimmt. Du kennst sie doch.«

»Okay, hast recht«, stimmte er mir zu.

»Was hast du eigentlich angestellt?«, fragte ich neugierig und musste schmunzeln.

»Als würde ich jemals was anstellen«, behauptete er unschuldig.

»Hmm«, machte ich ironisch. »Du doch nicht. Deswegen liebt Amanda dich auch so sehr und hat gerade so sauer reagiert.«

Wissend grinste er bis über beide Ohren. »Ach«, winkte er ab, »es reicht mir, wenn du mich liebst.«

Ich sah ihm tief in die Augen und lächelte ihn verliebt an.

Cody beugte sich zu mir und küsste mich innig auf den Mund. Er fühlte sich genauso schön an, wie bei unserem ersten Kuss. Tausend Schmetterlinge flatterten in meinem Bauch herum.

Ich lehnte mich weiter nach hinten. Cody folgte mir mit seinen Lippen. Er strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Dann fuhr er mit seiner Hand über meinen Hals und weiter nach unten, bis er schließlich meine halbnackte Schulter berührte und er mit seinen Fingerspitzen meinen ganzen Arm entlang streichelte. Eine leichte Gänsehaut überkam mich dabei. Dieser Kuss hier war doch nicht wie unser erster. Er war

auch anders, als all die anderen, die wir bisher hatten. Er war verlangender. Aufregender. Es war wie eine Sucht. Keiner von uns beiden konnte und wollte seine Lippen von denen des anderen lösen.

Ich schmiegte mich heftiger an ihn, sodass er sich diesmal nach hinten lehnen musste. Zärtlich strich er mir mit seiner Hand über den Rücken. Ich fühlte seine Fingerspitzen durch mein leichtes Sommertop und die Gänsehaut kam zurück. Er lehnte sich noch weiter zurück und zog mich sanft mit sich, sodass ich auf ihm lag. Wir machten eine kurze Pause, sahen uns an und lächelten. Dann berührten sich unsere Lippen erneut. Codys Hände, die noch immer auf meinen Rücken lagen, wanderten weiter nach unten, bis sie schließlich an meinem Top-Ende angelangt waren.

»Was macht ihr da?«, fragte plötzlich eine helle Stimme neugierig.

Abrupt hörten wir auf zu knutschen. Ich fuhr hoch, wobei ich fast von Cody runtergerutscht wäre, wenn er mich nicht festgehalten hätte.

Monica stand vor uns und starrte uns mit großen Augen an.

Cody räusperte sich, dann erklärte er: »Das macht man, wenn man sich ganz doll lieb hat.«

Ich musste kichern, kletterte von Cody herunter und ließ mich auf das weiche, trockene Gras plumpsen.

»Ach so«, rief sie freudig und kam auf uns zu gerannt.

Sie sprang in meine Arme, sodass ich auf dem Rücken landete und Monica festhalten musste, die sich auf meinen Bauch gesetzt hatte.

»Ich hab dich auch ganz doll lieb, Lissa!«

Das war so süß, dass ich sie am liebsten totgeknuddelt hätte.

»Ich dich auch.« Ich tippte ihr liebevoll auf die Nasenspitze.

Cody, der neben uns saß und uns beobachtete, lachte. »Ich glaube, sie hat das ein bisschen falsch verstanden.«

Nun musste auch ich lachen. Sogar Monica kicherte, obwohl

sie nicht einmal wusste, was wir meinten.

Ich hob die Kleine von meinem Bauch herunter und setzte sie ins Gras vor Cody und mich. Ihre unbeschreiblich großen Locken verdeckten Codys halbes Gesicht. Man sah nur noch ein bisschen von seiner Nase, seine wunderschönen dunkelbraunen Augen, die mich verliebt anfunkelten und seine vollen dunklen Haare.

Verdammt, ich liebe ihn so sehr!

»Lissa?«, riss mich Monica aus meiner Träumerei.

»Hm?«, fragte ich noch voll in Gedanken versunken.

»Wann ist wieder Schule?« Es klang bekümmert.

Ich stöhnte auf. »Morgen«, beantwortete ich ihre Frage und wuschelte ihr durchs Haar. »Leider.«

»Ich will nicht, dass ihr geht«, sagte sie schon fast flüsternd und legte ihren kleinen Arm um meine Schulter und ihren anderen um Codys.

»Wir auch nicht«, sagte Cody und seufzte.

Um die etwas bedrückte Stimmung aufzulockern, zog er Monica mit einem Ruck auf seinen Schoß. Er kitzelte sie überall, sodass sie wieder lachen konnte.

Als vor Cody und Monica ein großer Schatten auftauchte, räusperte ich mich mehrmals und ziemlich laut, um Codys Aufmerksamkeit auf das kommende Unheil zu lenken. Er hörte auf die Kleine zu kitzeln. Als er meinen vielsagenden Blick sah, konnte er es sich offenbar schon denken, was ihm drohte, denn er schluckte. Ganz langsam drehte er sich um und sah, was ich sah. In der Position mit der Axt, in der Amanda da hinter ihm stand, sah sie aus wie jemand aus einem Horrorfilm.

»Cody«, brummte sie unfreundlich.

»Hey Amanda«, sagte mein Freund unschuldig und schob Monica sanft von seinem Schoß.

Auch sie hatte aufgehört zu lachen und beobachtete Amanda und Cody mit großen Augen.

»Wolltest du nicht nur kurz Holz holen?«, fragte sie spöttisch

und stemmte ihre Hände in ihre breiten Hüften, nachdem sie die Axt in den Boden gerammt hatte.

»Jaaaa. Mir ist was dazwischengekommen.«

Offensichtlich suchte Cody nach einer Ausrede.

»Das ist meine Schuld«, mischte ich mich ein und setzte ein entschuldigendes Lächeln auf. Allein würde er da nicht rauskommen.

»Ach wirklich?« Die Takai hob eine Augenbraue.

»Ja, Cody hat gesehen, dass ich mit der Wäsche nicht zu recht kam und mir geholfen. Er wollte gerade wieder gehen, aber dann kam Moni und hat sich verletzt. Cody hat sie getröstet und zur Aufmunterung gekitzelt.«

Sie musterte mich ungläubig, dann warf sie Cody einen scharfen Blick zu, der unschuldig die Schultern hob, so nach dem Motto: Was sollte ich machen?

Amanda wandte sich Moni zu, während ich mir auf die Unterlippe biss und hoffte, dass alles gut ging.

»Dann zeig doch mal deine Wunde«, bat sie die Kleine in einem ungewöhnlich freundlichen Ton, den man sonst so gar nicht von ihr kannte.

Doch auch wenn Amanda und ihre Tochter sich nicht verstanden, bei ihrer schnuckeligen Enkeltochter wurde sogar diese unerbittliche Alte butterweich und darauf hoffte ich auch diesmal.

Monica zog brav sofort ihre Leggings bis übers Knie und zeigte Amanda tatsächlich einen großen blauen Fleck, der auf ihrem kleinen Knie prangte.

Während Amanda den Fleck misstrauisch betrachtete, zwinkerte mir Monica heimlich zu und zeigte mir grinsend ihre kleinen Milchzähnen.

Sie war klug und hatte sofort begriffen, auf was es jetzt ankam. Dankbar lächelte ich zurück.

»Moni, stimmt es, was die beiden gesagt haben?«

Monicas Gesichtsausdruck war wieder vollkommen ernst, als sie den durchdringenden Blick der Takai völlig unschuldig

erwiderte und nickte. Sie hätte Schauspielerin werden können. Nicht mal ich hätte das so glaubhaft vermitteln können.

Als Amanda sich wieder zu uns wandte, zeigte sie ihre gewohnt verkniffene Miene und musterte uns mürrisch.

»Wenn sie das sagt, will ich es euch mal glauben. Seid froh, dass ich heute so gut gelaunt bin, sonst hättet ihr ein ziemliches Problem.«

Trotz ihrer Worte, wenn Blicke getötet hätten, hätten Cody und ich das Ende von *Romeo und Julia* in diesem Moment noch einmal nachspielen können. So wie wir es im letzten Schuljahr gemacht hatten, nur dieses Mal mit einem tragi-schen Ende.

Ich musste bei dem Gedanken lächeln. Auch wenn ich damals extremes Lampenfieber gehabt hatte, von Jessica ausgesperrt worden war und dann auch noch meinen Text vergessen hatte, hatte ich trotzdem die schönsten Erinnerungen an diesen Tag und das Stück. Das Ende war nämlich trotz aller Hindernisse fantastisch für mich gelaufen, weil Cody und ich mit Lauras Hilfe hatten improvisieren können. Sogar den Zuschauern hatte es gefallen und Cody hatte mir eine Liebeserklärung gemacht und mich vor allen geküsst.

Aber darum ging es jetzt nicht. Träumen konnte ich auch später noch. Jetzt mussten wir erstmal Amanda loswerden, auch wenn ich keine Ahnung hatte wie. Zum Glück kam mir Monica zur Hilfe.

»Oma?« Sie hatte ihren Tonfall an Amandas zuckersüßen angepasst.

»Ja, Moni?«

»Kannst du mich zu meiner Mama bringen? Mein Bein tut doch so doll weh!«, jammerte sie.

»Na sicher. Meine Kleine«, meinte sie sofort und drückte Cody die riesige Axt in die Hand. »Circa sechzig Holzbalken musst du noch machen«, erklärte sie ihm. »So viele sind das nicht.«

Von wegen nicht viele! Ich konnte an Codys weit geöffneten

Augen sehen, dass er das Gleiche dachte wie ich.

»Na komm, Moni.« Amanda nahm ihre Enkeltochter an die Hand. »Ich bring dich zu deiner Mutter. Die hat bestimmt einen Trank oder eine Salbe für dich, damit es deinem Bein bald wieder besser geht.«

Ich musste mir das Grinsen verkneifen, als ich zusah, wie die Beiden sich entfernten und wie gut Monica die humpelnde Patientin spielte.

Doch mir und auch Cody verging das Grinsen, als Amanda sich noch einmal zu uns umdrehte. »Was steht ihr zwei denn da noch so blöd rum? Ihr wisst doch was ihr zu tun habt!«, meckerte sie laut.

»Boah hat die Nerven«, regte sich Cody auf, als die Takai endlich außer Sichtweite war.

»Das kannst du laut sagen«, stimmte ich ihm genervt zu.

Die Frau war wirklich schrecklich. Ich war Moni echt etwas schuldig dafür, dass sie Amanda jetzt ertragen musste.

»Na, egal, wo waren wir noch mal stehen geblieben?« Cody grinste charmant, beugte sich zu mir und küsste mich sanft. Seine Hände legten sich um meine Taille und zogen mich langsam an ihn. Unsere Küsse wurden immer intensiver, bis ich schließlich die ganze Sache stoppte.

»Warte«, wisperte ich. »Sollten wir nicht eigentlich arbeiten?«

Ich spürte Codys Atem auf meinem Gesicht. Er roch nach seiner Alltagszahnpaste. Frisch, mit einem Hauch von Pfefferminze. Unsere Köpfe waren immer noch ganz dicht beieinander.

»Hat das nicht Zeit?«, hauchte er mir leise ins Ohr.

Kichernd löste ich mich von ihm. »Wir beeilen uns und dann ...«, meinte ich und zwinkerte ihm zu.

Er lächelte mich breit an, nahm seine Axt und machte sich auf den Weg. Sogar von hinten sah er mit seinem Shirt wie der schärfste Holzfäller ganz Deutschlands aus. Ich seufzte und hätte gern noch etwas länger meinen Träumen nachge-

hängen, aber die Wäsche machte sich schließlich nicht von allein. Genervt schnappte ich mir den Eimer, um mir frisches Wasser zum Nachspülen zu holen.

Als ich mich dem Fluss näherte, hörte ich wieder ein leises Schluchzen. Anscheinend hatte ich es mir vorhin doch nicht eingebildet und so folgte ich dem Gejammer.

»Jessica?«, murmelte ich fragend vor mich hin, als ich sie weinend am Ufer sitzen sah.

Sie wirkte zornig, als sie kleine Kieselsteine ins Wasser warf und sich ihre Tränen an der Strickjacke abwischte.

Wie hielt sie es bei dem Wetter bloß mit einer Jacke aus? Mir war ja sogar in diesem Top schon total warm.

Ich räusperte mich kurz. Erschrocken drehte sie sich um und wischte sich schnell über die Augen. Ihre ganze Schminke war total verwischt.

»Was willst du denn hier?«, zickte sie mich sofort hysterisch an.

»Ich hab dich gehört und wollte nur ...«, versuchte ich ihr zu erklären, doch sie unterbrach mich.

»Hau einfach ab, okay?« Ihre Stimme klang aggressiv.

Trotzdem ließ ich mich davon nicht abhalten mit kleinen Schritten auf sie zu zugehen.

»Hast du mich nicht verstanden? Verschwinde einfach!«, brüllte sie.

»Ich wollt doch nur ...«

»Ist mir scheißegal was du willst!«

Nach diesen Worten, die sie mir ins Gesicht geschrien hatte, rannte sie heulend weg.

Kapitel 5

Als der Wecker am nächsten Morgen klingelte, drückte ich ihn mehr als genervt aus. Ich hatte absolut keinen Bock aufzustehen. Vor allem nicht, weil mir der Gedanke an den bevorstehenden ersten Schultag sofort durch den Kopf schoss.

Reichte es nicht schon, dass ich in meinem Traum mal wieder gequält worden war?

Doch der allerschlimmste Gedanken von allen war immer noch der, dass wir nun wieder ein ganzes Jahr auf die nächsten Sommerferien warten mussten. Und wie immer am ersten Tag jedes neuen Schuljahres fuhr meine Motivation auch diesmal in den Urlaub. Aber wenn ich bedachte, dass ich ja jetzt auf die Läresson ging und nicht mehr auf das Luisen-Gymnasium, freute ich mich dann doch ein bisschen, zumindest auf mein gemütliches Einzelzimmer und meine Freunde.

Aber das warme Bett wollte ich trotzdem nicht verlassen. Es war vielleicht nicht unbedingt weich, aber dafür war die mollige Bettwäsche ein guter Grund, um weiterschlafen zu wollen. Also kuschelte ich mich mit einem zufriedenen Stöhnen in die Decke und versuchte erneut in eine erfreuliche Traumwelt einzutreten.

Als ich jedoch ein kurzes Poltern hörte, öffnete ich erneut eins meiner Augen, um nach der Ursache des Geräusches zu forschen.

Maleila, meine Zimmergenossin, war das komplette Gegenteil von mir. Noch nie hatte ich jemanden gesehen, der morgens schon so munter war und das, obwohl man keinen Geburtstag hatte. Sie war sogar schon in ihr schönstes Outfit geschlüpft und versuchte mir ein Stück ihrer Motivation abzugeben.

»Aufstehen, Lissa! Du willst doch nicht gleich am ersten Schultag zu spät kommen«, tönnte sie vergnügt und ihr Lächeln

war so herzlich, dass ich einfach nicht anders konnte, als mir schließlich einen Ruck zu geben und mich schon mal wenigstens aufrecht auf die Bettkante zu setzen. Aller Anfang war schwer.

Doch lange sitzen bleiben konnte ich nicht, da Maleila einfach so meine Hände nahm und mich aus dem Bett zertrte.

Maleila war nur eine der vielen Personen, die mir in den zwei Monaten unglaublich ans Herz gewachsen waren. Mit ihr konnte man total viel Spaß haben. Sogar in ernstesten Situationen hatte sie immer einen lustigen Spruch auf Lager.

Nachdem sie fröhlich aus dem Zimmer getanzt war, zog ich mich schnell an und machte meine Haare fertig. Wäre ich nicht so müde gewesen, hätte ich mich auch noch geschminkt. Doch ich hatte kein Bock meine ganzen Schminksachen wieder aus dem Koffer zu kramen.

Als ich in die Küche kam, saßen schon alle am Frühstückstisch.

Bevor ich mich dazu setzte, gab mir Cody einen Guten-Morgen-Kuss. Dabei machte Jessica ein Würgegeräusch nach. Anscheinend war sie wieder ganz die Alte.

Monica, die mit fünf Jahren die Jüngste von uns allen war umarmte mich sogar, als ich mich auf den freien Stuhl zwischen sie und Cody gesetzt hatte.

»Ich will nicht, dass du heute gehst!«, jammerte sie und redete mir mit ihren glasigen Augen ein schlechtes Gewissen ein.

»Oooh, komm her«, tröstete ich sie und setzte sie auf meinen Schoß. »Jessica, Cody und ich kommen dich doch jedes Wochenende besuchen.«

»Aber dann hab ich solange keinen mehr, der mit mir spielt.«

Man hörte auch in ihrer niedlichen Kinderstimme, dass es ihr schwer fiel die Tränen zurück zu halten.

Ich umarmte sie noch doller und gab ihr einen Kuss auf ihren dunklen Lockenkopf.

Während Cody lächeln musste, hatte Jessica eine eifersüchtige Miene aufgesetzt, doch ich versuchte, es einfach so gut wie möglich zu ignorieren. Schließlich wollte ich mir damit nicht das letzte Frühstück mit Moni versauen. Sie war so unfassbar niedlich, dass ich sie am liebsten mit ins Internat genommen hätte.

Zehn Minuten später standen Jessica, Cody und ich mit unseren gepackten Koffern draußen über der Höhle und verabschiedeten uns von allen.

Monica war mir seit dem Frühstück nicht von der Seite gewichen und hielt nun mein Bein fest. Das hatte ich bei meinem Vater früher auch immer gemacht, wenn ich nicht wollte, dass er zur Arbeit fuhr.

»Du wirst mir fehlen!«, sagte ich zu Maleila und nahm sie in den Arm.

»Du mir auch. Jetzt muss ich mich erstmal wieder daran gewöhnen, Platz in meinem Kleiderschrank zu haben.« Sie kicherte.

Ich schüttelte lachend den Kopf. »Und ich muss mich daran gewöhnen, dass mein Zimmer demnächst ordentlich sein wird und nicht überall benutzte Socken rumfliegen«, konterte ich geschickt.

Sie warf mir einen provokanten Luftkuss zu und umarmte als nächstes Cody.

Zum Schluss kam Atostros zu mir und schaute mich lächelnd an. »Ich bin froh, dass Cody so eine tolle Freundin wie dich an seiner Seite hat.« Auch er drückte mich noch einmal fest. »Pass auf ihn auf.« Er zwinkerte mir zu.

»Danke, werde ich!«, versprach ich ihm und lächelte stolz.

Während er sich weiter bei Cody verabschiedete, klammerte Monica immer noch an mir.

»Komm mal her«, sagte ich und nahm sie auf den Arm.

Sie umschlang meinen Hals so fest, dass ich darauf Acht geben musste, noch genügend Luft einatmen zu können.

Ich pustete ihr ein letztes Mal auf die Wange, bis sie wieder lachen konnte und nutzte diese kurze Ablenkung, um sie behutsam vor Ginna abzusetzen.

»Bis bald«, riefen Cody, Jessica und ich wie aus einem Mund und gingen los.

»Viel Spaß!« und »Bis dann!«, riefen uns alle Takais hinterher, während sie uns zum Abschied zu winkten.

Alle außer Monica. Sie hatte den Rock ihrer Mutter fest umklammert und wischte ihre Tränen darin ab.

Ich ließ einen kurzen Seufzer los.

»Sie wird es verkraften«, meinte Cody, um mich aufzumuntern.

Ich nickte leicht vor mich hin. Trotzdem tat es ziemlich weh, sie jetzt einfach so traurig zurückzulassen. Es versetzte nicht nur einen Stich in mein Herz, es zerriss es förmlich.

Doch leider hatte ich keine andere Wahl. Schule ging nun mal vor und gleich am ersten Tag zu spät zu kommen, wäre auch nicht gerade ideal. Vor allem, weil am ersten Tag in der Aula eine wichtige Rede für alle Schüler gehalten wurde. Dort erklärten sie die neuen Regeln, stellten neue Lehrer vor sowie neue Projekte. Zumindest hatten mir Josh und Isabelle das so erklärt. Sie mussten es wissen, da sie schon zwei Jahre auf die Läresson gingen.

Jessica war der Abschied anscheinend leichter gefallen. Sie hatte bloß ihre Mutter kurz und kaltherzig umarmt und den anderen nur ein halbwegs freundliches Lächeln geschenkt. Cody und mich würdigte sie auch jetzt nicht eines Blickes. Sie ging mindestens zwölf Meter vor und schleifte ihren pinken, leoparden-gemusterten Koffer achtlos hinter sich her.

»Weißt du was mit ihr los ist?«, fragte mich Cody.

Ich zuckte nur mit den Schultern. »Keine Ahnung was sie hat. Vielleicht einfach kein Bock auf Schule. So wie wir es auch nicht haben.«

Ich dachte an gestern Nachmittag, als sie heulend am Flussufer gesessen und mich so fies angekeift hatte. Deswegen glaubte

ich nicht ganz, dass es was mit der Schule zu tun hatte. Da steckte bestimmt etwas anderes hinter. Doch ich entschied mich dafür, meine Gedanken erstmal für mich zu behalten, anstatt sie mit Cody zu teilen.

Zumindest spielte das Wetter an diesem Tag mit. Die Sonne schien hoch am Himmel und strahlte eine angenehme Wärme auf uns herab. So kam einem der Schulweg durch den Wald wenigstens nur halb so lang vor. Auch das amüsante Gespräch mit Cody ließ die Zeit wie im Flug vorübergehen. Wir erinnerten uns an die Sommerferien zurück und zählten alle schönen und lustigen Momente auf, die wir zusammen erlebt hatten. Und das waren eine Menge!

Als wir nach ungefähr einer Stunde an der Lärsson ankamen, lachten wir immer noch.

Doch als ich das Willkommens-Schild des Internates sah, das schon von weitem leuchtete, machte sich Aufregung in mir breit. Neugierig hielt ich Ausschau nach meinen Freunden, doch ich konnte weder Laura noch Isabelle oder Josh irgendwo entdecken. Das einzige Gesicht, das leider meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war Davids. Ich musste allerdings zwei Mal hinschauen, um auch wirklich sicher zu gehen, dass es nicht nur eine seltsame Kopie von dem David war, den ich kannte. Der David, der da auf einer Bank und an seiner Trinkflasche nuckelte, war nämlich definitiv nicht wie ein Streber gekleidet. Der neue David hatte sich in einen Skater mit Style verwandelt. Seine Nerdbrille hatte er durch blaue Kontaktlinsen ersetzt und er trug eine Cap, unter dem wuschelige Haare hervorguckten. Auch seine sonst so öden Klamotten hatte er durch ein cooles, grasgrünes Shirt und lässige Jeans getauscht.

Während ich sein Umstyling auf mich wirken ließ, stieg in mir eine unglaubliche Wut auf. Ich erinnerte mich an letztes Schuljahr zurück, als er mich aufs Übelste erpresst hatte.

Stumm ging ich an ihm vorbei, während ich krampfhaft in die andere Richtung sah.

»Hey«, begrüßte er mich zu meiner Verwunderung.

Alles was ich ihm an Aufmerksamkeit schenkte, war jedoch nur ein böser Blick. Das was er mir letztes Jahr angetan hatte, war unverzeihlich. Wenigstens hatte er dieses Jahr keinen Grund mehr mich zu erpressen.

»Was hast du denn mit dem?«, fragte Cody verwundert, der neben mir lief.

Jessica hatte sich, kaum dass wir das Schulgelände erreicht hatten, irgendwo anders hin verzogen. Vermutlich zu ihrer genauso ätzenden Freundin Rachel.

»Ist ein Idiot!«, verriet ich ihm.

Ohne weiter darüber zu sprechen, stellten wir unsere Koffer in den dafür vorgesehenen Raum, gingen in die Aula und suchten uns dort einen Platz. Wir konnten zwei Stühle nebeneinander ganz vorne ergattern, bevor nach und nach auch die übrigen Schüler und Lehrkräfte eintrudelten. In weniger als zehn Minuten war die ganze Aula besetzt. Von Laura, Isabelle und Josh war allerdings immer noch nichts zu sehen.

Sie würden bestimmt gleich kommen, redete ich mir ein. Ich konnte es nämlich kaum erwarten, sie wiederzusehen.

Punkt acht Uhr, ertönte dann der nicht allzu beliebte Schulgong. Während noch alle weiter tuschelten, kam mit langsamen Schritten ein etwas dicklicher kleiner Mann auf die Bühne, den ich noch nie in der Schulde gesehen hatte.

Er hatte seine wenigen Haare glatt nach hinten gekämmt. Mit seinem grauen, viel zu engen Anzug und dem Stapel Papier in der Hand, erinnerte er mich an einen Banker oder Anwalt. Allerdings wirkte er im Gegensatz zu denen eher hektisch und unorganisiert, als er den Papierstapel umständlich auf dem Rednerpult ablegte und dann suchend darin herumblätterte. Schließlich holte er eine farblich zum Anzug passende graue Brille aus seinem Jackett und putzte die Brillengläser an dem Stoff ab. Nachdem er sich die Brille auf die Nase geschoben hatte, nahm er eins der Blätter und beugte sich darüber. Dabei rutschte ihm allerdings die Brille wieder herunter,

wahrscheinlich weil er so furchtbar schwitzte, und fiel zu Boden.

Als er sich bücken wollte um sie aufzuheben, kam seine Hand gerade mal bis zu seinem Schienbein. Der viel zu enge Anzug nahm ihm wortwörtlich die Luft zum Atmen und bremste ihn aus.

Als ich zu Cody sah, schlug der sich gerade grinsend, die Hand vor die Stirn.

»Hoffentlich ist das nicht unser neuer Schulleiter«, murmelte er mir zu und schüttelte den Kopf, als könnte er nicht fassen, was er da auf der Bühne sah.

»Er sieht zwar nicht gerade organisiert aus, aber immer noch besser als Frau Lamin«, verteidigte ich den Mann.

Ausgerechnet in diesem Moment, als er sich erneut bücken wollte, um seine Brille aufzuheben, sprang sein Knopf vom Jackett ab, schoss auf den Bühnenboden, prallte ab und flog wie ein Bumerang zurück, direkt an die Stirn des Mannes. Der griff sich reflexartig an die Stelle, auf die der Knopf aufgekommen war, und zog eine ärgerliche Grimasse. Seine viel zu enge Anzugjacke stand nun offen und offenbarte den stattlichen Bauch unter seinem verknautschten, weißen Hemd.

Cody und ich konnten uns vor Lachen kaum noch auf den Stühlen halten. Auch wenn er mir irgendwie leidtat, war es unmöglich sich zusammenzureißen.

Wenigstens war seine Brille nun wieder am rechten Fleck und er hatte das Mikrofon ergriffen. Allerdings erhaschte er durch sein Räuspern keinerlei Aufmerksamkeit. Als jedoch immer noch niemand reagierte, räusperte er sich lauter, um endlich gegen den Geräuschpegel in der Aula anzukommen. Nach und nach richteten sich nun alle Blicke auf ihn, und es wurde still.

»Guten Morgen, liebe Schüler und Schülerinnen«, versuchte der kleine moppelige Mann uns zu begrüßen, doch während er sprach, kam ein unerträglicher Piepton aus dem Mikrofon.

Dem Mann fiel es vor Schreck fast aus der Hand. Zerstreut

richtete er erneut seine Brille und wartete, bis der Hausmeister den Lautsprecher etwas weggerückt hatte, um weitere Rückkoppelungen zu verhindern.

»Also«, fuhr der Mann im grauen Anzug fort, »falls ihr es noch nicht wisst, Frau Lamin hat kurz vor Beginn der Sommerferien aus privaten Gründen gekündigt. Deswegen freue ich mich nun, euch bekannt zu geben, dass ich, Albert Rupert, euer neuer Schuldirektor und gleichzeitig der Klassenlehrer der 12a sein werde.« Er schniefte einmal laut und rückte seine Brille zum Was-weiß-ich-wievieltem-Male zurecht. Ein leises, unsicheres Klatschen von einigen Mitschülern ertönte im Raum.

»Na das kann ja was werden«, flüsterte mir Cody zu, woraufhin ich zustimmend grinste.

Dennoch war alles besser als die Lamin. Dabei würde ich bleiben, egal was noch kam. Keiner konnte schlimmer als sie sein! Und wenn ich daran dachte, dass mein Vater noch immer in ihren Fängen war, wurde mir ganz schummrig.

Mit einem kurzen Blick auf seine Unterlagen, hustete er einmal ins Mikrofon und fuhr dann fort: »Ich hoffe, dass ihr alle ein wenig Verständnis dafür habt, dass durch diese unerwartete Kündigung von Frau Lamin, hier auf der Läraesson so einiges aus dem Ruder lief. Dadurch wird wahrscheinlich auch in den nächsten paar Tagen nicht alles so reibungslos ablaufen wie ihr es gewohnt seid, aber alle Lehrkräfte und auch ich werden alles dafür tun, dass der Unterricht ...«

Nach weiteren ewig langen 45 Minuten, konnten wir endlich aufstehen und unsere Koffer in unsere Zimmer bringen, um sie auszupacken. Leider lag mein Zimmer ganz oben im dritten Stock, aber Cody war ganz Gentleman und schleppte meinen Koffer nach oben. Mit ziemlich schlechtem Gewissen folgte ich ihm. Hier fehlten eindeutig Fahrstühle. Eventuell konnte man die Idee ja noch irgendwie und irgendwann mal umsetzen. Genügend Zustimmungen hätte ich auf jeden Fall.

Nachdem mich Cody allein gelassen hatte, um sich um

seinen Koffer zu kümmern, warf ich mich auf das frisch bezogene Bett und sah lächelnd an die Decke. Erst jetzt merkte ich, wie sehr ich das Internat eigentlich vermisst hatte. Die Sommerferien waren zwar wunderschön gewesen und hätten gerne noch ein paar Wochen länger gehen können, aber irgendwie freute ich mich jetzt doch wieder hier zu sein.

Als ich mir dann endlich einen Ruck gab vom Bett aufzustehen, um den Koffer auszuräumen, öffnete ich als erstes meine Nachttischschublade. Dort verstaute ich zu allererst meine heißgeliebten Zeichenblöcke und dann mein silbernes Armband. Das Armband, das meine Mutter und ich uns in einem Souvenirladen gekauft hatten, kurz bevor unser Urlaub zu Ende gewesen war. Zu Hause hatten wir dann unsere Namen eingravieren lassen.

Ich strich mit meiner Daumenkuppe über die glänzenden Buchstaben, die den Namen Clarissa bildeten. Seit dem Tod meiner Mutter hatte ich es nicht ein einziges Mal mehr umgehakt. Zu groß war die Angst, ich könnte es verlieren.

Das Kettchen meiner Mutter war verschollen, seit dem Tage, an dem sie von einem Dämonenwolf blutrünstig ermordet worden war.

Kaum zu glauben, dass ich jetzt sogar Mitglied des Stammes der Dämonenwölfe war. Obwohl ich Cody liebte und Monica, und auch viele der anderen Takais wirklich gern hatte, irgendwie fühlte es sich ... ich wollte nichts Falsches sagen ... es kam mir nicht ganz richtig vor. Das Gefühl, dass ich meine Mutter damit verraten würde, begleitete mich dabei täglich. Ich konnte nur hoffen, dass es mich nicht irgendwann einholte. Seufzend legte ich das Armband zurück in die Schublade.

Nachdem ich mit dem Auspacken fertig war, machte ich mich sofort auf die Suche nach meinen Freunden. Ich konnte es einfach nicht mehr länger erwarten.

Mein erster Weg führte mich natürlich zum Zimmer meiner

besten Freundin. Mit erwartungsvoll klopfendem Herz hämmerte ich an die Tür und öffnete sie.

»Hi«, sagte ich ein wenig unsicher, als sich die Tür einen Spalt öffnete.

»Lissa«, trällerte Laura in so einem schrillen Ton, dass mir die Ohren schon fast weh taten.

Wie eine Irre sprang sie mir um den Hals und gab mir einen dicken Knutscher auf die Wange.

»Ich hab dich so vermisst!«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als sie so reagierte. »Ich dich auch«, sagte ich übergücklich und drückte sie noch ein klein wenig doller.

»Ich hab dir so viel zu erzählen. Aber erst zu dir. Wie geht es dir denn? Bist du immer noch mit Cody zusammen? Was hast du in den Ferien getrieben? Übrigens, hübsche Kette. Ist die von ihm?«

Sie redete so schnell, dass ich ein paar Sekunden brauchte, um die ganzen einprasselnden Fragen zu ordnen.

»Hol erstmal Luft!« Ich musste lachen.

»Sorry!« Sie verdrehte verspielt die Augen. »Ich bin einfach so unendlich froh, dich zu sehen. Hab ich dich eigentlich schon gefragt, wie deine Ferien waren?«

Ich nickte grinsend. Sie hatte mir mit ihrer verrückten Art ja so gefehlt.

»Ich hab dich, Josh und Isabelle vorhin schon gesucht, als wir gekommen sind. Hast du die beiden gesehen?«

»Leider nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber jetzt sag endlich, woher hast du diese hübsche Kette?«

Laura nahm den Anhänger zwischen ihre Finger und betrachtete ihn ganz genau.

»Die ... äh ... die hab ich von Cody zum Montagstag bekommen«, log ich.

»Montagstag?«, fragte sie ungläubig.

»Ja«, meinte ich und nahm ihr den Anhänger aus der Hand. Schließlich durfte er auf keinen Fall kaputt gehen.

»Wollen wir so langsam mal in die Cafeteria gehen? Ich hab schon einen riesigen Hunger und sonst ist es da gleich wieder so voll«, versuchte ich sie abzulenken.

»Gute Idee!« Sie kicherte. »Essen geht immer.«

Es war ärgerlich, dass ich die Idee nicht schon ein paar Minuten eher gehabt hatte, denn als wir die Cafeteria betraten, standen wir am Ende einer circa zehn Meter langen Schlange. Laura und ich warfen uns genervte Blicke zu. Doch es nützte nichts. Der Hunger war nun mal stärker, als die Ungeduld. Außerdem hatten wir uns so viel zu erzählen, dass uns die Wartezeit im Endeffekt gar nicht mal so lange vorkam.

Nachdem wir endlich unser Essen hatten, gingen wir zu unserem Stammplatz und setzten uns, immer noch total in unserem Gespräch über die Sommerferien vertieft. Deshalb bemerkten wir wohl auch nicht, dass sich zwei Schüler gegenüber von uns hinsetzten. Wir quatschten ganz normal weiter, bis wir schließlich ein leises Räuspern hörten.

Beinahe gleichzeitig schauten wir zur Tischseite gegenüber von uns. Sofort musste ich grinsen, als ich Josh und Isabelle dort sitzen sah, die beide fröhlich zurückgrinsten.

Wir begrüßten uns alle so laut und aufgereggt durcheinander, dass man kaum noch etwas verstehen konnte. Jeder von uns hatte etwas anderes zu berichten.

Doch ich verstummte, als ich einen Jungen bemerkte, der sich zögernd vor unseren Tisch stellte. Er hielt den Kopf gesenkt, aber seine schwarzen Haare, die unter einer Cap hervorschauen, das grasgrüne Shirt und die lockere Jeans kamen mir irgendwie bekannt vor. Als er dann den Kopf hob, erkannte ich David aus der Parallelklasse.

»Hey.« Er lächelte. »Ist hier frei?«

Nun hatten ihn auch die anderen bemerkt. Laura wollte etwas sagen, doch ich kam ihr zuvor.

»Joar, aber da auch«, zischte ich bissig und deutete auf einen Platz ganz hinten in der Ecke.

»Oh, okay. Ich verstehe.« Er schenkte uns ein für mich ge-

spielt enttäushtes Lächeln und ging dann zu dem Platz, auf den ich gezeigt hatte.

»Was war das denn Lissa?«, fragte Laura geschockt. »Du bist doch sonst nicht so.«

»Schon vergessen? Das war David aus der Parallelklasse. Nur weil er einen anderen Style hat, heißt das noch lange nicht, dass er sich von seinem Charakter her geändert hat und der ist mies!«, erklärte ich den anderen mit scharfer Stimme.

»Das ist David? Der Streber-David?« Josh schüttelte ungläubig den Kopf, als er sich noch einmal zu ihm umdrehte. »Niemals!«

»Vielleicht hat er sich ja auch innerlich geändert«, verteidigte Laura ihn, was mich ein wenig ins Stutzen brachte.

Und auch ihr seltsam verträumter Gesichtsausdruck.

Auch Josh fiel das auf, denn er öffnete sie mit einer lächerlichen Grimasse nach.

Eigentlich konnte man darüber nicht lachen, denn es sah eher albern bei ihm aus. Es sei denn man war verliebt in ihn und fand alles toll, was er machte, so wie Isabelle, die leise vor sich hin kicherte.

Ich dachte daran zurück, als Josh mir seine Liebe gestanden hatte. Ich konnte nur hoffen, dass er inzwischen über mich hinweg war und vielleicht doch Gefühle für Isabelle entwickelt hatte. Würde sie nämlich erfahren, dass Josh sich in mich verliebt hatte und es eventuell immer noch war, würde es ihr nicht nur das Herz brechen, sondern auch unsere Freundschaft im schlimmsten Fall zerstören. Also hoffte ich das Beste.